

DAS MAGAZIN DER
DEUTSCH-INDONESISCHEN
GESELLSCHAFT

3/97

KALIMANTAN (BORNEO)

Inhalt

Allgemeines zu

Kalimantan (Borneo)

Borneo ist die drittgrößte Insel der Erde und mit 540.000 qkm etwa so groß wie Deutschland. Seit 1949 gehören 73 % von Borneo zu Indonesien. 50 % der Insel waren bis vor kurzem noch mit Regenwald bedeckt. Ein Fernstraßensystem wird in Kalimantan, dem indonesischen Teil Borneos, nur langsam aufgebaut. Wiederaufforstung findet neuerdings statt, mehrere Nationalparks mit absolutem Schutz sind eingerichtet. Neben dem Flugzeug sind in Kalimantan Busse und Flußboote die Fernverkehrsmittel.

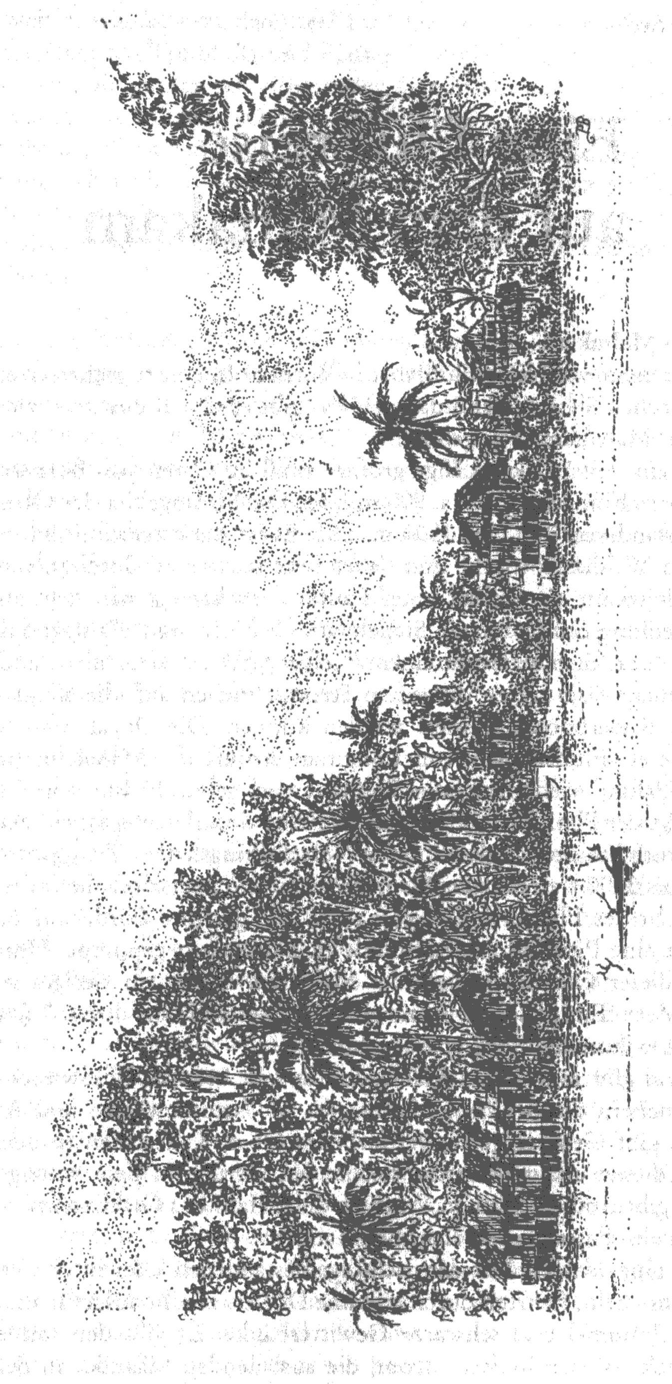
An der Nordwestküste liegt das Sultanat Brunei Darussalam, umgeben vom malaysischen Landesteil Sarawak (Ost-Malaysia). Zu Malaysia gehört auch das im Norden gelegene Sabah. Dort befindet sich der mit 4.560 m höchste Berg der Insel, der Kinabalu. Zahlreiche Ströme (Barito, Kapuas, Mahakam) bilden die Hauptverkehrswege. Die Insel ist nicht vulkanisch. Neben Gold, Silber, Eisen, Kupfer und Diamanten gibt es große Öl- und Kohlevorkommen.

Vermutlich im ersten nachchristlichen Jahrhundert entstanden an den Flußmündungen indische Kolonien. In chinesischen Quellen wird Borneo erstmals im 6. Jahrhundert erwähnt. Anfang des 16. Jahrhunderts kamen die ersten Portugiesen, am Ende des 16. Jahrhunderts dann die Niederländer. Im 17. Jahrhundert schloß die VOC mit den meisten der Sultanate an der West- und Südküste Handelsverträge. 1855 gehörte der Südteil der Insel dem holländischen Kolonialreich an. Durch den britische Seemann James Brooke gerieten der Nord- wie der Nordwestteil der Insel von 1847 bis 1963 unter britischen Einfluß, von 1946 bis 1963 waren Sarawak und Sabah britische Kolonien; seit 1963 gehören sie zu Malaysia.

Die indigenen Ethnien wurden seit dem frühen 19. Jahrhundert unter dem Sammelbegriff „Dayak" bekannt. 1836 nahm die Rheinische Missionsgesellschaft ihre Arbeit auf Borneo auf. Ein wichtiges Ergebnis waren die linguistischen Arbeiten zu den Dayaksprachen von Becker und Hardeland.

Eine sehr gute Übersicht über das Schrifttum zu Borneo findet sich in Karl M. Helbig. *Die Insel Borneo in Forschung und Schrifttum*. Hamburg 1955. Einige weitere wesentliche Arbeiten - außer den Schriften von Karl Helbig über seine Durchquerung der Insel Borneo - zu den Dayak sind:

- Laubscher, Matthias: Schöpfungsmystik ostindonesischer Ethnien. In: *Basler Beiträge zur Ethnologie*, Bd. 10, 1971
- Laubscher, Matthias: Iban und Ngaju: Kognitive Studien zu Konvergenzen in Weltbild und Mythos. In: *Paideuma* 23, 1977.
- Laubscher, Matthias: Wort, Bild und Weltbild in Borneo. In: Brunner, Kannicht, Schwager (Hrsg.) *Wort und Bild*, 1997
- Stöhr, Waldemar: Das Totenritual der Dayak. In: *Ethnologica N.F.I.* Köln 1959
- Stöhr, Waldemar: Die altindonesischen Religionen. Leiden 1976.



"Treibender Ast am Berau". Zeichnung von Peter Berkenkopf

Karl-Ulrich Lechner

Eine Flußreise auf dem Mahakam

Mahakam - Mahakam

Was haben Sie vor? Eine Flußfahrt in Borneo? In einem gecharterten Schiff? Was versprechen Sie sich denn davon? Was gibt es da auf diesem - wie heißt er doch gleich? Mahakam? Nie gehört!

„Mahakam, mit 715 km Länge größter Fluß im Osten von Borneo. Er entspringt tief im Binnenland in ca. 900 m ü.M. Das Stromgebiet des Oberlaufs ist ein Gebirgsland von 1000 bis 1500 m ü.M. Es ist stark zerschnitten, wild und mit dichten Wäldern bedeckt und daher sehr schwer zu durchqueren. Nachdem der Mahakam die Hälfte seines Laufes zurückgelegt hat, liegt an seinem Ufer die Siedlung Longiram, ein Stapelplatz für Holz- und Waldprodukte. Dieser Platz ist nur für Schiffe mit einem Tiefgang bis 1m erreichbar; einige Kilometer stromaufwärts treten die ersten Stromschnellen auf, die allein von einheimischen Ruderbooten passiert werden können. Die Dayak sind hervorragende Ruderer. Flußabwärts von Longiram strömt der Mahakam in großen Mäandern dahin, wiederholt sein Flußbett verlegend. 40 km von Samarinda entfernt liegt der Platz Tenggarong; auch diese Niederlassung ist ein Stapelplatz für Waldprodukte und zugleich deren Verschiffungshafen. Tenggarong ist für Seeschiffe bis 3000 t erreichbar. Stromabwärts von Samarinda befinden sich zu beiden Seiten des Flusses Ölfelder; nahezu die gesamte Förderung an Rohöl wird durch eine Pipeline zur Raffinerie in Balikpapan gepumpt. Unmittelbar unterhalb dieser Ölfelder strömt der Mahakam durch ein riesiges sumpfiges Delta ins Meer. Einige seiner Arme sind für Seeschiffe befahrbar." (nach: Westermann, Lexikon der Geographie, gekürzt)

Also, was gibt es auf dem Mahakam? Es gibt braunes Flußwasser und das ständige Tuckern des Schiffsdiesels, es gibt Moskitoschwärme und Angst vor Malaria, es gibt Gewittergüsse, verdorbenes Obst, Kakerlaken in den Bierflaschen und diesen unausrottbaren, stechenden Geruch in dem winzigen Bordklosett. Es gibt trotz aller guten Vorsätze die Gefahr des Gereiztseins, außer der Besatzung zehn Passagiere so dicht beieinander.

Und es gibt den Anblick der dschungelbestandenen Ufer in den verwehenden Morgennebeln, Fahrten durch einsame Dörfer, es gibt aufgetürmte Wolken am blauen Himmel und schwarze Gewitterbänke. Es gibt den immer wechselnden Blick auf den breiten Strom, die ausladenden Mäander in der Ebene, weiter, weiter, was kommt dahinter? Im Oberlauf gibt es die Fahrt durch die Stromschnellen, wo Treibholz und Blätter in kreiselnden Wirbeln in der Tiefe verschwinden, die großen schwimmenden Grasinseln, auf denen zartviolett die Wasserhyazinthen blühen, schön und tückisch, und die treibenden Baumstämme, die der Blick verfolgt. Es gibt die fliegenden Hunde, die in der Abenddämmerung geheimen Zielen entgegenstreben, lautlos und groß, es gibt die kleinen Fische, die in silbrigen Schwärmen aus dem Wasser springen und das auf- und abschwellende Zirpen der Zikaden, ein Schrei im Dschungel, ein hölzernes Läuten.

Es gibt stundenlange Fahrten auf rumpelndem Jeep über schlaglochzerstörte Wege zu abgelegenen Dörfern. Es gibt die einfache Gastfreundschaft der Bauern: eine frische Kokosnuß, ein Glas Wasser, einen Händedruck.

Was bleibt uns nach der zweiwöchigen Reise auf dem Mahakam? Es bleibt das einzigartige Erlebnis von Wachheit und Wahrnehmung. Es bleiben die Amboßwolken über dem Jempang-See, und es bleibt die Erinnerung an den braunen Fluß, in dem unten auf dem Grunde die großen Steine rollen.

Was haben Sie gemacht? Eine Flußreise im Urwald? Aber das muß doch furchtbar langweilig sein, da ist doch absolut nichts los. Da sehen Sie doch tagelang nichts als rechts und links die Ufer. Und dann die Unbequemlichkeit! Also für uns wär' das nichts. Wissen Sie, wir halten das immer so: Wo kein Vier-sterne-Hotel ist, da fahren wir nicht hin.

Angeklagt: die Wasserbüffel

In Kota Bangun am mittleren Mahakam wohnen wir im Gästehaus der „Technical Cooperation for Area Development" (TAD), der auch die deutsche „gtz" angegliedert ist. Diese Gesellschaft koordiniert die verschiedenen Projekte der deutschen Entwicklungshilfe vor Ort und setzt sie in die Tat um. Dr. Hadinoto ist hier für die „gtz" tätig. Er ist Diplomlandwirt, hat in Deutschland studiert und ist in dieser Region schon seit einigen Jahren mit verschiedenen Projekten betraut. Seine deutsche Frau ist Lehrerin und hat in der Bezirkshauptstadt Samarinda eine kleine deutsche Schule gegründet, die von der „gtz" getragen wird. Das Ehepaar Hadinoto hat uns bei den Reisevorbereitungen geholfen und bei der Charterung des Flußschiffes „Laku" vermittelt. Ohne ihre Unterstützung und Beratung wäre diese Flußreise auf dem Mahakam nicht zustande gekommen.

Herr Hadinoto fragt, ob wir daran interessiert seien, an einer Gerichtsverhandlung teilzunehmen. Die Verhandlung findet nachmittags um fünf Uhr statt, und er vertritt die Seite des Beschuldigten. Nanu, was hat er verbrochen? Gar nichts, aber er hat hier die Oberaufsicht über das Büffelprojekt der TAD, und von den Bauern sind Beschwerden über die Büffel gekommen, die heute per Gerichtsverhandlung zur Sprache kommen sollen. Das Verfahren findet im Semayang-See statt. Im See? Ja, zwar am Rande, aber doch noch im Wasser. Da

man eine Gerichtsverhandlung über schlechtes Benehmen von Wasserbüffeln, die dazu noch im Wasser stattfinden soll, nicht jeden Tag geboten bekommt, sagen wir zu.

Mit einem kleinen TAD-Boot tuckern wir über den weiten Semayang-See. Dieser See und der auf der anderen Seite des Mahakam-Flusses gelegene Jempang-See sind natürliche Überlaufbecken des großen Stromes, dessen Wasserspiegel je nach Regen- oder Trockenzeit bis zu zehn Meter schwanken kann. Jetzt ist die Regenzeit in Kalimantan vorbei. Der Mahakam führt Hochwasser. Er ist fünfzig Meter tief, und seine hellbraunen Wassermassen strömen rasch und reißend dahin.

Die beiden Seen sind voll. Ihr Wasser ist moorig braun und bis zu zwei Meter tief. Vor einigen Jahren herrschte hier am Äquator eine solche Dürre, daß die beiden großen Seen trocken fielen. Damals konnte man mit dem Motorrad über den tischebenen, harten Seegrund brausen, berichtet Herr Hadinoto. Auf dem See schwimmen Inseln von Wasserhyazinthen. Diese Pest der tropischen Gewässer wurde aus Südamerika eingeschleppt und ist durch ihre starke vegetative Vermehrung zu einem gefürchteten Wasserunkraut geworden. Die Hyazinthen wuchern derartig, daß sie schon an vielen Stellen die Schiffahrt zum Erliegen gebracht haben. Auch auf dem Mahakam sind wir den schwimmenden Inseln der „Eichhornien" begegnet und sorgfältig ausgewichen. Mancher ist schon draufgetreten auf die trügerisch feste Oberfläche, auf der lockend die großen, zartblauen Blüten stehen, durchgerutscht und versunken in den reißenden Strudeln des schnellen Stromes. Treibende Wasserfarne bilden kleine Inseln. Am Horizont verschwimmen im Dunst des frühen Nachmittags Himmel und See. In der Ferne wabert eine Palmenreihe wie in den See hinausgezeichnet. Die Fahrt mit dem Boot dauert zweieinhalb Stunden.

Kurz vor dem Ziel, schon in der Nähe des Ufers, überholen wir ein anderes Schiffchen. Darin sitzt die hohe Gerichtsbarkeit in Gestalt von vier Uniformierten. Einer ist ordengeschmückt und tressenbehängt. „Wer ist denn dieser dickliche Polizist mit den Orden?", fragen wir. „Das ist der Distriktskommissar", antwortet Herr Hadinoto, „er vertritt die Rolle des Richters und spricht das Urteil."

Wir biegen in eine breite, überwachsene Flußmündung ein und legen am Ort der Gerichtsverhandlung an. Es ist die Büffelstation. Im Wasser steht auf dicken Pfählen eine große Plattform, die in drei Teile gegliedert ist. Der mittlere Abschnitt wird von einem Dach überschattet und ist über eine Treppe vom Wasser aus erreichbar. Eine kleine Galerie grenzt den offenen Innenraum ab, der mit geflochtenen Matten bedeckt ist. Rechts und links davon ist die Plattform nicht überdacht; hier stehen je zweihundert Wasserbüffel auf Bambusrosten und blicken auf die Ankömmlinge herunter. Sie sind nach der Weide über den See geschwommen und aus dem Wasser eine steile Rampe hochgeklettert, um auf der Plattform die Nacht zu verbringen, wiederzukäuen, zu verdauen. Der Kot fällt klatschend durch die Ritzen der Bambuskonstruktion ins Wasser.

An dem Anleger haben dicht bei dicht die bunten Einbäume der Bauern festgemacht.

Die Bauern sind die Klageführenden und stehen draußen auf der Galerie, von wo aus auch wir der nun beginnenden Verhandlung folgen. Von den Vertetern der Ankläger betreten drei Bauern barfuß den luftigen Verhandlungsraum, verbeugen sich und lassen sich auf den Matten nieder. Die Polizisten sitzen schon dort, einer ist der Protokollant. Dr. Hadinoto hockt wie die anderen im Schneidersitz auf dem Boden und vertritt die angeklagte TAD. Kaffee wird gereicht und lautstark geschlürft. Danach knien alle an der Gerichtsverhandlung Beteiligten nieder, beugen die Stirn auf die Matte und beten gemeinsam und murmelnd: Allah möge ihnen Weisheit und Geduld schenken und sie zu einem gerechten Urteil befähigen. Links und rechts stehen die vierhundert Wasserbüffel und lassen einen biestigen Brodem über die fromme Szene wehen.

Der Vertreter der Bauern hat das erste Wort. Mit hoher, singender Stimme trägt er in leierndem Tonfall die Beschwerde vor: Ja, die Büffel des Programms sind sehr gut, sehr nützlich, und alle freuen sich, daß so viele Büffel satt werden im Danau Semayang, große Büffel, schöne Büffel, da stehen sie und dort auch! Und sie schwimmen durch den See und essen die Pflanzen, die im Wasser wachsen, und das ist sehr gut, aber wenn sie nichts zu essen finden, dann steigen sie ans Ufer - Allah sei's geklagt - und verzehren ohne Unterschied alles was sie finden, die Bohnen in den Gärten, den jungen Reis und den reifen, sogar die Zwiebeln verschonen sie nicht und die Blätter der Cassave-Bäumchen, und sie trampeln die Bambuszäune nieder, und wo sie einmal gewesen sind, vierhundert Büffel, da haben die Familien zu leiden, und die Kinder werden nicht mehr satt, und die Not kehrt ein, und um Abhilfe wird höflichst nachgesucht.

Jetzt ist Dr. Hadinoto dran: Früher hat es dieser Gegend keine Büffel gegeben, aber dank der Weisheit der Regierung und der Unterstützung durch die TAD können jetzt vierhundert Büffel hier leben, da sind sie und dort auch, und wenn das Programm erst fertig eingeführt ist und die Anfangsschwierigkeiten überwunden sind, dann kommt das allen zugute, der ganzen Bauern-Kooperative, die nutzen dann die Arbeitskraft der Büffel gemeinsam und auch das Fleisch und die Felle, und allen wird es besser gehen. Natürlich muß etwas getan werden, damit die Büffel nicht in die Gärten einfallen! Am besten wäre ein hoher Drahtzaun von da bis dorthin, wo sie gewöhnlich an Land steigen, so und so hoch und breit und fest gesetzt mit guten Pfählen. Dann können die Büffel gar nicht ans Ufer und werden das andere Wassergebiet abweiden, wo sie jetzt noch nicht hinschwimmen.

Eine längere Beratung beginnt, und dann zieht sich das Gericht zur Beratung zurück. Das heißt, es wird wieder Kaffee gebracht und leise geredet. Jetzt kommt die mit Spannung erwartete Entscheidung. Der Distriktskommissar ergreift das Wort: Beide Parteien sind angehört worden. Er entscheidet, daß die Klage der Bauern zu Recht besteht. Sie sind mit Unterstützung der Regierung aus Java hierher gezogen, damit sie ihre Familien gut ernähren können. Sie ha-

ben hart gearbeitet, um ihre Gärten anzulegen und die Zäune zu bauen. Es geht nicht an, daß ihnen die Büffel das Gemüse wegessen und die Gärten zertrampeln.

Beifälliges Gemurmel. Aber der Vertreter der TAD hat auch gut gesprochen, und er hat ebenfalls recht. Das Büffelprogramm kommt in absehbarer Zeit der ganzen Region zugute. Wenn die Kooperative die Bewirtschaftung der Station übernommen hat, dann wird es allen besser gehen. Deshalb ergeht nun der folgende Richterspruch:

Alle stehen auf und nehmen die schwarzen Kappen ab, um dem Urteil, das nun folgt, den gebührenden Respekt zu zollen. Und so lautet es: Es wird hiermit entschieden, daß ein Zaun gebaut werden soll, der die Büffel daran hindert, im Bereich der Gärten ans Ufer zu steigen und das Gemüse der Bauern zu essen. Schon morgen wird er, der Oberkommissar persönlich, sich dafür einsetzen, daß die Regierung die Mittel zur Errichtung des Zaunes zur Verfügung stellt, dazu wird er einen Brief nach Jakarta schreiben. Ein salomonisches Urteil! Alle sind zufrieden. In das allgemeine Händeschütteln zum Schluß werden auch wir mit einbezogen.

Wo der Pfeffer wächst

„Wieviele Menschen sind eigentlich bei dem Transmigrasi-Programm der indonesischen Regierung schon umgesiedelt worden?" „Ja, das weiß man nicht genau", meint Herr Hadinoto, „bis Mitte der siebziger Jahre sollen es angeblich schon eine Million gewesen sein. Sie kommen überwiegend aus Java, das ist ja dermaßen übervölkert! Und die meisten ziehen nach Süd-Sumatra, da haben sie es nicht so weit bis nach Hause. Aber seit den achtziger Jahren werden hier in Kalimantan große Siedlungsgebiete bereitgestellt."

Zwei Stunden rumpeln wir nun schon im Jeep der TAD von Kota Bangun aus in Richtung Nordwesten. Am Steuer sitzt Dr. Hadinoto, und er fährt zum letztenmal diese ausgefahrene Holperpiste am Hochufer eines ausgetrockneten Flusses entlang. Er will sich von den Bauern des Transmigrantendorfes Desa Baru, Neues Dorf, verabschieden. Das Programm der TAD zur Beratung und Betreuung der javanischen Umsiedler ist beendet. Herr Hadinoto wird in Kürze mit seiner Familie zurück nach Deutschland ziehen.

Unterwegs erzählt er uns einiges über die Ziele des Gesamtprogramms: Hauptziel ist es, das übervölkerte Java zu entlasten, daneben erhofft man sich aber auch, die landwirtschaftlichen und industriellen Ressourcen der Außeninseln zu erschließen. Die Neusiedler erhoffen sich vor allem eine gesicherte Ernährung ihrer Familien und eine gute Schulbildung für die Kinder. Dafür stellt die Regierung ihnen eine Anzahl staatlicher Maßnahmen zur Verfügung, wie z.B. ein einfaches Haus, ein paar Hektar gerodetes Land, Ackergerät und Saatgut für die erste Aussaat, auch Kleidung und Artikel des täglichen Bedarfs bis zur ersten Ernte und eine medizinische Grundversorgung. Dennoch wurden die Erwartungen in vielen Fällen enttäuscht, und die ganze Großaktion ist von Fehlschlägen gebeutelt. Die vorläufige Endbilanz für Java sieht so aus, daß auf zwei Transmigranten, die die Hauptinsel verlassen, drei Zuwanderer kommen, darunter viele Rückwanderer.

Die Gegend sieht trostlos aus: Von einer Anhöhe überblicken wir das zerstörte Land. Bis zum Horizont ragen aus grünem Unterwuchs die bleichen Baumleichen der Urwaldriesen heraus, tot, abgestorben, zerbrochen, Ruinen des Regenwaldes. In dieser Gegend hat 1983 ein verheerender Waldbrand gewütet, dem eine Waldfläche so groß wie die Niederlande zum Opfer fiel. Rauch und Ascheteilchen hatten den Himmel noch in Singapur verdunkelt. Zu der Dürre, die schließlich den Brand verursachte, trug die verheerende Abholzung bei, die den Feuchtigkeitshaushalt des tropischen Regenwaldes großflächig unterbricht. Die Holzgesellschaften, meist Konzessionäre aus Japan und den USA, schlagen an vielen Stellen so große Lücken in den Regenwald, daß dieser nur noch kleine, unzusammenhängende Areale bedeckt. Die aus diesen Dschungelflecken aufsteigende Feuchtigkeit reicht nicht mehr aus zur Wolkenbildung, oder die Wolken regnen sich über bereits abgeholzten Gebieten aus, so daß die Reste des Waldes langsam austrocknen. Und dabei ist der Wald zunächst nicht oberflächlich abgebrannt, wie man sich das vielleicht in Europa vorstellt, sondern unter der Erde verschwelt, erklärt Herr Hadinoto.

Das Feuer, vielleicht angefacht durch die immer noch übliche Brandrodungswirtschft der einheimischen Dayak, hat sich in die dicht unter der Oberfläche liegenden Braunkohleschichten hineingefressen und von unten her Waldboden und Wurzelwerk ausgetrocknet. Die Bäume sind abgestorben, und dann erst hat das Oberflächenfeuer, immer wieder an verschiedenen Stellen vom Wind entfacht, den ausgedörrten Unterwuchs verbrannt, die Bäume entlaubt und die Baumleichen stehen gelassen. Das Feuer wurde nie gelöscht. Es schwelt noch heute in den Kohleschichten, und die Brände flackern immer wieder auf. Aber an vielen Stellen hat sich das Unterholz gut erholt. Der Sekundärwald ist schon fast zehn Meter hoch, und das nach so wenigen Jahren.

Wir passieren auf rundgeschliffenen Steinen mehrfach den ausgetrockneten Flußlauf. Erdrutsche aus rotgelbem Lehm sind niedergegangen, und tiefe Erosionsrinnen zerfurchen die Steilhänge des Tales, durch das sich der Jeep mühsam hindurchquält. Vom nächsten Hügel aus sehen wir in dem weiten Tal vor uns das abgelegene Transmigrantendorf Desa Bahru. Dreißig kleine Holzhäuser in Einheitsbauweise sind ohne Berücksichtigung eines landschaftsarchitektonischen Konzepts in dem hügeligen Gebiet nebeneinander an die Lehmpiste gesetzt, die sich in großem Bogen durch die Neusiedlung zieht. Hinter den Häusern liegen am Hang die terrassierten Felder der Neubauern. In der Talebene wird Reis angebaut.

Wir halten an dem einzigen *warung* des Dorfes, wo Herr Hadinoto mit großer Freude begrüßt wird. Er kennt hier jeden, er hat die Siedler mehrere Jahre lang bei der Anlage der Terrassen, beim Anbau der Früchte für den Eigenbedarf und für den Verkauf beraten. „Bis das alles hier so weit war, wie es

heute ist," sagt er, „hat es Blut und Tränen gegeben, und das meine ich wortwörtlich." „Was wird auf diesen sauren und mineralstoffarmen Böden angebaut?" „Pfeffer", antwortet er, „dieses ist das Land, wo der Pfeffer wächst."

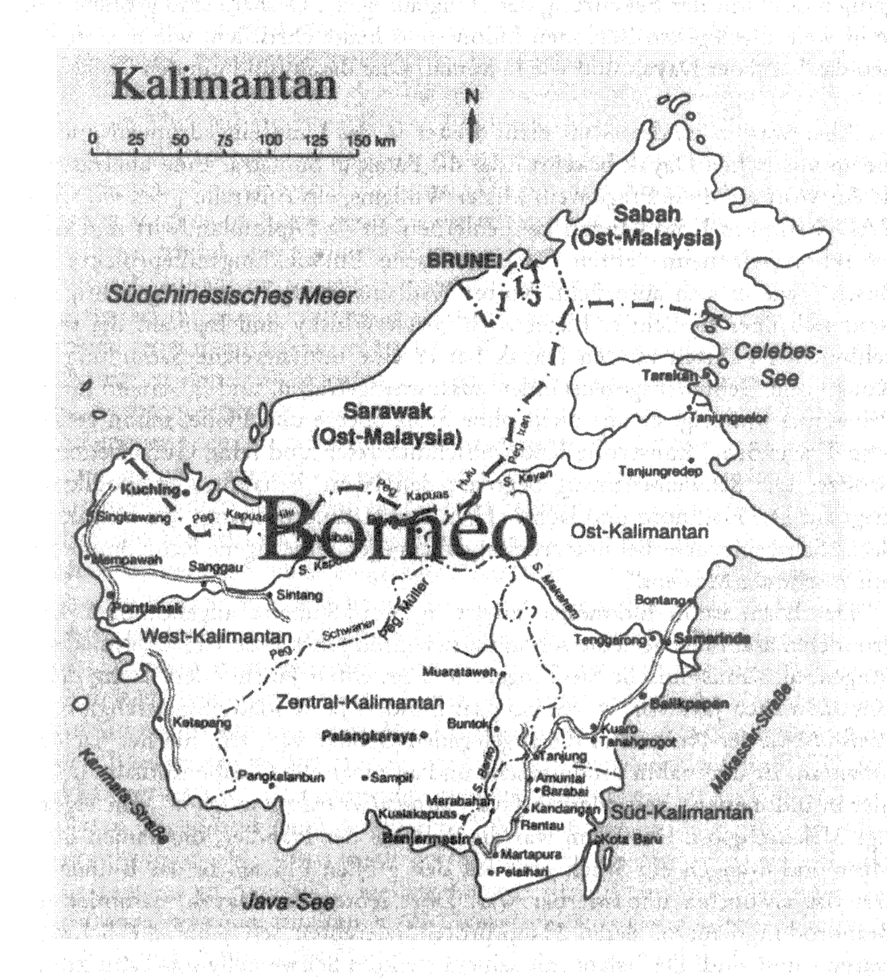
Wir fahren zum Haus des Neusiedlers Samudra. Als wir aussteigen, nehmen die drei Kinder von Herrn Samudra erschreckt Reißaus, aber nach kurzer Zeit erscheint der Hausherr und begrüßt uns freundlich. Das macht zwar die Kinder etwas zutraulicher, aber sie wagen sich immer noch nicht nahe heran. Herr Samudra kommt aus dem Garten. Er hat einen Strohhut auf und ist mit kurzen Hosen und Plastiksandalen bekleidet. Er ist sehr klein, sehr braun und sehr mager. Mit Dr. Hadinoto spricht er javanisch, denn der ist in Yogyakarta zu Hause, während Herr Samudra aus der Gegend von Surabaya stammt.

Wir besichtigen zuerst das Haus. Im Vorraum hängt eine Schultafel an der Wand, und Herr Hadinoto erklärt uns die umfangreiche Statistik, die der Neusiedler mit akribischer Kreideschrift verzeichnet hat: Dieses ist die Aussaatzeit des Pfeffers, hier sind die aufgewendeten Arbeitsstunden multipliziert mit dem fiktiven Stundenlohn, hier steht der Arbeitsplan bis zur Ernte, und dieses sind die Ausgaben für Düngemittel und Gerätschaften. Wozu sind die leeren Spalten? Dort kommen die Ertragsmengen der einzelnen Schläge hinein und der Erlös, denn der Pfeffer ist noch nicht reif. An wen verkauft Herr Samudra die Ernte? Die Abnahme garantiert die Kooperative zu einem mittleren Preis.

Herr Samudra führt uns in die Pfefferplantage. Auf Terrassen wachsen, gesäumt von Bananen und niedrigen Kokoshybriden, an langen Bambusstangen die Pfefferpflanzen. Es sind Schlingpflanzen, die sich mit rankenden Wurzeln festgesetzt haben und die sich nun hoch um die Bambusstäbe winden, wo sie sich mit kleinen Haftwurzeln verankern. Die Fruchtstände sehen aus wie etwas vergrößerte Johannisbeertrauben, sie sind aber zur Zeit noch grün. Herr Samudra streift reichlich von den grünen Früchten in eine Plastiktüte und schenkt sie zum Abschied seinem alten Bekannten Hadinoto. Was macht man mit mehr als einem Kilo frischem grünem Pfeffer? Herr Hadinoto weiß Rat: Er kauft später in Kota Bangun eine Flasche indonesischen „Brandy" und gießt ihn über den Pfeffer. So hält er sich und bleibt würzig. Den Brandy kann man später weggießen, der ist auch ohne Pfeffer fast ungenießbar.

Herr Samudra genießt im Neusiedlerdorf großes Ansehen. Er hat es als einziger von allen Transmigranten hier schon zu einer „Garuda" gebracht. So bezeichnen die Leute die Tickets der indonesischen Fluggesellschaft „Garuda Airlines". Herr Samudra ist mit dem Flußboot nach Samarinda gereist, von dort im Sammeltaxi nach Balikpapan und dann mit Garuda nach Surabaya geflogen. Er hat sein Heimatdorf besucht und hat mit Erlaubnis seiner Verwandtschaft zwei Ahnenfiguren vom väterlichen Anwesen nach Kalimantan mitgenommen. Die grob gearbeiteten hölzernen Stelen stehen an einem Ehrenplatz vor dem Hausgiebel und blicken mit starren, weiß bemalten Augen über Pfefferterrassen, Kokospflanzung und Reisfelder. Seitdem geht es der Familie gut. Die Ahnen haben aus der Heimat den Segen mitgebracht.

Als Hadinotos uns nach einiger Zeit auf ihrer Rückreise nach Deutschland in Singapur besuchen, bringen sie ein großes Einmachglas mit einer schwarzen Flüssigkeit mit. Das ist indonesischer Brandy, und darin ist ein Kilo grüner Pfeffer eingelegt. Pfeffer aus Desa Baru, Mahakam, Ost-Kalimantan.



Der Prophet und die Schweine

Je weiter wir den Mahakam flußaufwärts fahren, desto mehr katholische Kirchen gibt es; dort hinten am rechten Ufer sieht man schon wieder ein Kreuz über den Dschungel hinausragen. In Data Bilang, einem großen Dorf am oberen Mahakam, wo wir wegen der Stomschnellen umkehren mußten, haben wir fünf Kirchen verschiedener christlicher Religionsgemeinschaften gesehen. Die Christianisierung beginnt hinter dem Islam. Am unteren Mahakam und am

Mittellauf zwischen Melak und Longiram ist noch alles muslimisch, in jedem kleinen Ort sieht man die hölzernen Moscheen mit ihren silbrigen Blechdächern am Flußufer stehen. Da bereits islamisierte Gebiete nicht zu missionieren waren, drangen die christlichen Missionare weiter ins Binnenland vor und begannen dort mit der Bekehrung der „Ungläubigen". Deshalb sind große Gebiete in weit abgelegenen Regionen Indonesiens heute christlich, wie hier in Borneo das Land der Dayak und wie in Sumatra die Batak rund um den Toba-See.

Aber warum ist der Islam nicht weiter in das Land eingedrungen und hat die animistischen Dayak bekehrt oder die Batak in Sumatra? Eine überraschende Antwort auf diese Frage weiß Mister Williams, ein Australier, den wir in der TAD-Station in Kota Bangun kennenlernen. Er ist Diplomlandwirt und arbeitet schon seit neun Jahren für australische Entwicklungshilfeprojekte „im Busch", wie er sich ausdrückt. Mister Williams ist dick und rotgesichtig und freut sich über Besuch; er bietet auch gleich Whisky und Bier an. Bei seinen zahlreichen Fahrten zu den Dayak hat er eine umfangreiche Sammlung von Kunst- und Gebrauchsgegenständen zusammengetragen, und in seinem kleinen Privatmuseum zeigt er uns nicht ohne Stolz Speere und Pfeile, schön geflochtene Tragekörbe, kunstvolle Knochenschnitzereien und feine Gußarbeiten aus Bronze. Die Schweinehaltung begrenzt den Islam, behauptet er apodiktisch, zeigt auf Dr. Hadinoto und lacht: „Hier, der Hadinoto, bringt den Dayak moderne Schweinezucht bei und arbeitet dabei gegen seine eigene Religion, sie sind mir'n schöner Moslem!"

Der Islam ist in Indonesien zuerst in Nord-Sumatra angekommen. Dort gründeten arabische Seeleute schon im siebenten Jahrhundert Handelsniederlassungen, also muslimische Siedlungen, und im elften Jahrhundert drang der Islam dann nach Java vor, wurde ein paar hundert Jahre später Staatsreligion und stieß erst in der Neuzeit in die abgelegenen Gebiete vor, z.B. hierher nach Kalimantan. Er übernahm hinduistische und animistische Glaubensinhalte und ist hier in Indonesien - besonders in Java - *„a peculiar hybrid religion"*, eine eigenartige Mischreligion. Der Islam war die Religion der Händler, die kamen über's Meer und drangen ein Stück weit auf den großen Flüssen in das Binnenland ein, das ansonsten unpassierbar war. Dort lebten die Dayak, Sammler und Brandrodungsbauern, deren Hauptproteinlieferanten seit jeher die Schweine waren - und sind! Der Islam mit seinem strikten Schweinefleisch-Tabu konnte dem nichts entgegensetzen. Malaysia z.B., die Philippinen, Afrika südlich der Sahara, das sind Gebiete, die sich gut für die Schweinehaltung eignen. Und das sind die Grenzlinien für die Verbreitung des Islam. Das gleiche gilt für China, die Chinesen haben sich von den Moslems das Schweinefleisch auch nicht vermiesen lassen! Moslems halten Ziegen, Christen halten Schweine! So einfach ist das!

Im Hof der TAD-Station steht ein hoher Wegweiser und zeigt mit zwanzig Armen Richtungen und Entfernungen an: 10600 km nach Frankfurt, 8700 km

nach Kapstadt, 6800 km nach Mekka, 67 km nach Samarinda. Mister Williams hat ihn gebaut und die Entfernungen berechnet. Welches ist denn Mister Williams' Traumziel? Das da, zeigt er, das fünfte von oben: Sydney 5200 km.

Tropenkrankenhaus

Beim Näherkommen stellt es sich heraus, daß neben der Kirche, die über den Dschungel hinausragt, zwei große, langgestreckte Gebäude liegen; einige kleine Häuser sind zwischen den Bäumen zu erkennen. Der ganze Komplex macht vom Fluß aus einen gepflegten Eindruck. Büsche mit gelben und rotgesprenkelten Blättern bilden vor dem ewig grünen Hintergrund des Regenwaldes einen lebhaften, farbigen Kontrast. Da die drei Mann von der „Laku"-Besatzung merken, daß wir mit den Ferngläsern interessiert die Anlage inspizieren, fragt Abdul, der Kapitän, ob wir anlegen wollen, das hier sei nämlich ein großes Krankenhaus. Ja, entscheiden wir, er soll anlegen.

Er steuert die „Laku" stromauf an dem Komplex vorbei, wendet und läßt das Schiff stromab zum Anleger treiben. Wir müssen das steile Flußufer auf einem schräg in den Fluß gelegten, dicken Baumstamm erklimmen, in den als Stufen Kerben eingehauen sind. Nur fünf Kinder erwarten uns und drücken sich scheu zur Seite, als wir nach oben balancieren. Es ist hier ganz anders als noch vor einigen Tagen in Longiram, wo uns ein lautstarkes Empfangskomitee von dreißig Kindern klatschend und rufend begrüßte (*hallo boss, hallo boss!*) und uns dann auf Schritt und Tritt begleitete. Hier sind wir allein und gehen einen mit weiß lackierten Steinen eingefaßten Kiesweg entlang. Im Vorgarten eines Holzhauses worfelt eine alte Frau Reis. Sie ist dünn, hat einen *sarung* umgeschlungen und trägt den seltsamen Strohhut der Dayak. In dem breiten, mit bunten Stoffsegmenten besetzten Sonnenhut ist ein weitmaschiger kleinerer Hut befestigt, den man aufsetzt. Der große Schattenhut schwebt über dem Kopf und berührt ihn gar nicht. Die Frau wirft mit gleichmäßigen Bewegungen den Reis in einem Bambussieb hoch, fängt ihn wieder auf und läßt den Wind Körner und Spreu voneinander trennen. Von uns nimmt sie keine Notiz.

„Guten Tag, wo ist denn der Pfarrer?" Wir nehmen an, daß zu einem Missionskrankenhaus auch ein Geistlicher gehört. „Er ist hier in diesem Haus", sagt die Frau, „aber er schläft." Das erscheint in der brütenden Mittagshitze das vernünftigste, was man tun kann. „Wie lange schläft er denn noch?" „Oh, vielleicht noch lange", meint die Frau und worfelt weiter ihren Reis.

Wir gehen am Hause des Pfarrers vorbei und betreten einen hölzernen Plankenweg, der in einem halben Meter Höhe die Gebäude der ganzen Anlage miteinander verbindet. Er ist zum Teil sogar mit Palmwedeln überdacht. Wenn es hier regnet - und in dieser Gegend unmittelbar am Äquator ist täglich mit heftigen Güssen zu rechnen - dann kommt man doch trockenen und sauberen Fußes von einem Haus zum anderen. Wir gehen an einem kleineren Haus vorbei. Auf der offenen Terrasse liegt ein Mann auf einer Matte und schnarcht

laut. Wir sind offenbar mitten in die Siesta hineingeplatzt und schleichen uns an dem Schläfer vorbei bis in das Hauptgebäude.

Das Krankenhaus ist ein großer, luftiger Holzbau mit weit heruntergezogenem Dach, das einen breiten, umlaufenden Gang beschattet. Von dort aus geht es in die einzelnen Räume. Wir gehen durch zwei Zimmer hindurch und betreten einen Innenhof. Das ganze Gebäude ist quadratisch um diesen Hof angelegt, und auch hier ist das Dach tief über die Galerie herabgezogen. Als wir an der Küche vorbeikommen, werden wir endlich von zwei jungen Frauen entdeckt, die über den Besuch von sechs *orang putih* äußerst überrascht sind. Eine läuft gleich los, um die Oberschwester herbeizuholen. Schwester Elsbeth ist eine große, schon stark ergraute Holländerin von etwa sechzig Jahren. Wir entschuldigen uns für unser Eindringen und erklären, daß wir den Pfarrer und den anderen Herrn nicht wecken wollten.

Der andere Schläfer ist der einzige Arzt des Hospitals, erklärt die Schwester, er wird sicherlich bald kommen. Die Oberschwester führt uns sehr freundlich im ganzen Krankenhaus herum, das einen schlichten, aber soliden und gepflegten Eindruck macht. Die Krankenzimmer haben große Fenster ohne Glas, so kann ein erfrischender Luftzug hindurchwehen, und die Mücken werden von drahtbespannten Rahmen abgehalten. Betten und alles andere Mobiliar sind aus Bambus und Rotang gefertigt. In den zwölf Krankenzimmern können sechsunddreißig Patienten untergebracht werden. Den Strom liefert ein hauseigener Generator. Das Wasser kommt aus zwei großen Regenwasserzisternen und wird in Tonfiltern gereinigt.

Nach dem Rundgang berichtet Schwester Elsbeth bei Tee und Gebäck noch mehr Einzelheiten. Sie spricht weder deutsch noch englisch, und so läuft die Unterhaltung von ihrer Seite auf holländisch und von unserer Seite auf Plattdeutsch, was mit viel Gelächter und allerlei Hin- und Herübersetzerei auch alles gut verstanden wird. Die Schwester lebt seit neunzehn Jahren in Indonesien. Sie gehört einem protestantischen Missionsorden an und arbeitet seit sieben Jahren in diesem abgelegenen Krankenhaus. Weit und breit ist sie die einzige Europäerin hier. Stromabwärts bis nach Samarinda fährt man auf dem schnellfließenden Mahakam zweieinhalb Tage, stromauf wieder zurück hierher dauert es einen Tag länger. Haupttodesursache in dem gesamten Gebiet ist die Malaria, berichtet die Schwester.

Dort hinten das ist die *dodekammer*, ja, da haben schon viele gelegen! Obwohl die Leute alle von der Malaria wissen, kommen viele zu spät hierher, weil die Verwandten die hohen Krankenhauskosten nicht aufbringen können. So wartet mancher einen Tag zu lange, und dann kann man nichts mehr machen, bedauert die Schwester. „Wie hoch ist denn der Tagessatz für Unterbringung und Verpflegung?" „Die Einheimischen müssen dafür viertausend Rupiah bezahlen, aber die Arbeiter von den Loggingstationen, also die Holzfäller, die müssen siebentausendfünfhundert bezahlen, das übernimmt ja ohnehin die Logging-Firma." „Und die Medikamente?" Die gängigen Medikamente und die ärztliche Behandlung sind frei. Diese Kosten trägt die Mission. Wenn man jedoch eine besonders teure Medizin benötigt, die extra aus Samarinda geholt werden muß, dann werden die Kosten dafür berechnet. Und sie selbst? Nimmt sie Tabletten für die Malariaprophylaxe? Sie lacht, schüttelt den Kopf, ach nein, das hat sie schon vor vielen Jahren aufgegeben. „Man wird auf die Dauer davon nierenkrank", sagt sie, und sie vermutet, schon eine gewisse persönliche Resistenz gegen den Erreger ausgebildet zu haben.

Der Arzt kommt. Er hat ausgeschlafen und ist sehr erstaunt, hier eine ziemlich große Gesellschaft von Besuchern vorzufinden. Er ist ein Dayak und hat in Jakarta studiert. Er spricht gut englisch. Das Volk, bei dem er beheimatet ist, lebt weiter im Norden der riesigen Insel, deshalb kann er sich mit den hiesigen Dayak nur auf indonesisch unterhalten, sie verstehen seine Dayak-Sprache nicht. Aber sie erkennen ihn doch als Angehörigen ihres Volkes an, und das erleichtert vieles. Die ängstlichen Leute sind zunächst sehr scheu, vertrauen ihm dann aber rasch. Der Arzt zeigt uns die wohlsortierte Krankenhausapotheke, in der zwei junge Helferinnen aufgeregt kichern. Auf jede unserer Fragen starren sie sich zunächst mit aufgerissenen Augen gegenseitig an, und dann gackern und gluckern sie hinter der vorgehaltenen Hand. Aus den beiden ist nichts herauszukriegen! Frage ich die eine, dann schnappt sie nach Luft und zeigt schnell auf die andere, die, ja die soll das beantworten.

Vor dem Apothekenzimmer steht in einem Extraraum der Zahnarztstuhl. Das ist eine bedrohlich wirkende Holzkonstruktion aus soliden Kanthölzern und Planken, an der ein Fahrradrahmen samt Pedalen und Sattel angebracht ist. Feste Ledergurte sorgen dafür, daß der Patient nicht allzu sehr um sich schlagen kann, wenn sich der Doktor auf den Sattel schwingt und mit kräftigen Pedaltritten den Bohrer in Bewegung setzt. Ich bin sehr froh, zur Zeit gerade keine Zahnschmerzen zu haben.

Wir bedanken uns für alle Informationen und überreichen als Abschiedsgeschenk aus der Reisekasse einen Geldbetrag, mit dem ein einheimischer Patient, der die Kosten nicht aufbringen kann, drei Wochen in diesem Krankenhaus untergebracht und verpflegt werden kann.

Jürgen Carl

Waldmenschen und Flußmenschen

- Skizzen einer Reise -



Banjarmasin

Für eine erste Stadtrundfahrt chartern wir trotz der Mittagshitze von ca. 35° C für 10.000 Rupiah ein *klotok* mit lautem Dieselmotor und lassen uns zwei Stunden lang auf Flüssen und Kanälen durch die Stadt fahren, die mit 600.000 Einwohnern zu den größten von Kalimantan gehört. Auf dem Martapura verkehren Boote aller Art: Lastschiffe, Taxi-Boote, schnelle Sportboote und Kleinboote mit oder ohne Motor. Motorenlärm und Auspuffqualm überall. Die *orang* Banjar leben auf, am und im Wasser. Touristen kommen wohl nur selten an den Wasserhäusern vorbei, denn wir werden immer wieder erstaunt und mit freundlichem Winken und Kindergeschrei begrüßt. Vor fast jedem Haus wird eifrig Körperpflege im grau-braunen Wasser betrieben, neben dem WC-Häuschen. Die Frauen haben jeden Tag Waschtag. Furchtlose Jungen entern unser Boot und fahren ein Stück mit, um dann über Bord zu springen und zu ihren Häusern zurückzuschwimmen.

In Pelabuhan Lama, dem alten Hafen, liegen die großen *pinisi*, die hölzernen Motorsegler, die den Frachttransport zwischen den tausenden Inseln des Archipels bewältigen. Auf kleinen Nebenflüssen geraten wir in ländliche Vororte. Knatternd fahren wir durch Gärten und Kokoshaine. Vollbeladene Boote mit Obst und Gemüse begegnen uns. Nach unserer Bootstour beginnt der nachmittägliche Regen. - Kalimantan liegt außerhalb des Monsunbereichs, hat daher keine ausgesprochene Regenzeit wie die übrigen Inseln Indonesiens. Es regnet das ganze Jahr hindurch mehr oder weniger stark. Wir lassen uns später mit dem Fahrrad-*becak* zum chinesischen *rumah makan* „Lezat" fahren und bekommen dort kühles Bier und gutes *seafood*. Das Haus ist gut besucht: Chinesische Großfamilien, chinesische Männergruppen, aber auch weiße Gastarbeiter. Zurück gehen wir zu Fuß durch halbdunkle Einkaufsstraßen und an modernen *shopping-centres* vorbei am Fluß entlang. Im Wasser steht ein Mann schultertief und fischt mit dem Wurfnetz kleine Fischlein aus den dunklen Fluten.

In der Hotelhalle erwartet uns Masdullah vom *turis biro* am Flughafen wie versprochen, und er stellt uns seinen Freund Budi „Guide" vor, einen 20-jährigen *orang* Dayak mit langen Haaren. Wir handeln eine Fahrt zu den Diamantenminen und andere Touren in der Umgebung aus und sollen US $ 20 pro Tag für alles zahlen: Auto, Fahrer und *guide*.

In steinreicher Gegend

Am nächsten Morgen fahren wir mit beiden im Minibus am Flughafen vorbei Richtung Martapura und halten unterwegs bei einer Textilfärberei. Traditionelle *sasirangan*-Muster werden von Frauen mit verschiedenen Schablonen, die jeweils besondere Namen haben, auf weiße Baumwolltücher mit dem Bleistift aufgezeichnet. Dann werden die Tücher den Mustern entsprechend abgebunden, mit verschiedenen Farben - von BASF - getränkt, ausgewaschen, getrocknet und von einem Mann geplättet. Diese alten Muster sind jetzt wieder sehr beliebt als *sarung* oder Hemdenstoff und sind für 15.000 Rp. das Stück verkäuflich. Die Arbeiterinnen bekommen täglich 3.000 Rp. In der Stadt Martapura, nach ca. 40 km und auch im folgenden Dorf stehen auf der Hauptkreuzung statt der sonst im Land üblichen martialischen Befreiungsdenkmälern riesige Diamant-Monumente aus Beton.

Wir kommen in die steinreiche Gegend von Cempaka und wandern mit Budi auf einem Feldweg mit vielen tiefen Wasserlöchern weiter. Auf beiden Seiten des Weges steht auch Wasser in aufgegebenen Grablöchern. Dann liegt das Minenfeld vor uns. Bunte Plastikplanen und Flechtmatten als Sonnen- und Regenschutz leuchten in der prallen Sonne. An die 200 Männer und Frauen graben hier Kies aus engen Löchern, schleppen ihn zum Waschplatz und suchen dort nach Diamanten und nach Gold. Es werden nur kleine Diamanten von 1 bis 2 Karat und Goldflitter, aber auch Achate und andere Steine gefun-

den. Zehn Stunden harter Arbeit bringt für jede Gruppe von 10 bis 12 Leuten 20.000 bis 30.000 Rp täglich. Jeder hofft auf einen so großen Stein, wie er 1965 mit 165 Karat gefunden wurde, und an den die Betondenkmäler erinnern. In Cempaka dürfen wir in einer Werkstatt sehen, wie die Steine nach alter Methode geschliffen und als Schmuck verarbeitet werden. Verkauft wird hier ebenso wie auf dem großen Markt in Martapura. Indonesier lieben Schmuck. Auch Männer tragen Ringe mit großen und sehr großen Steinen.


Die Goldwäsche bringt nur Flittergold

Nach der Rückkehr ins Hotel bittet Budi mich in sein nahes Haus, um mir seine Wohnung zu zeigen. In einer alten Holzhütte haust er in einer Kammer auf 2 x 3 m. Ein Tisch mit vier Hokkern, ein Schrank, ein Bücherbord und eine Matte zum Schlafen und Beten sind seine Einrichtung. Seit neun Jahren kümmert er sich um Touristen und lernt dafür englisch und neuerdings auch spanisch aus Lehrbüchern. Er hat als kleiner Straßenjunge angefangen, Gäste zu führen. Jetzt macht er am liebsten Dschungeltrekking. Zum Beweis seiner Tätigkeit zeigt er mir Fotoalben und seine Korrespondenz mit Gästen aus Europa. Ein Telefon ist sein größter Wunsch. (Inzwischen ist Budi „Guide" legaler *guide* mit kurzem Haarschnitt und einem Telefon. Anfragen kann man stellen an Budi „Guide", Jl. Pulau Laut 39 RT 5 A, Banjarmasin 70 114, Kalsel, Indonesia, Tel. 0511 - 36 05 74.)

Früh am Morgen werden wir schon vom Lautsprecher der nahen Moschee geweckt. Vor sechs Uhr gehen wir ohne Frühstück zum Bootsplatz am Martapura, chartern ein Boot mit Dach, da noch dunkle Regenwolken am Himmel stehen. Wir wollen nach Kuin zum schwimmenden Markt. Dazu biegen wir vom Martapura in den Sungai Kuin und fahren wieder auf der „Dorfstraße", dieses Mal durch die Morgentoilette. An der Mündung in den breiten Barito liegen große Seeschiffe im Hintergrund auf Reede. Davor spielt sich täglich das Marktleben auf dem Wasser ab. Anbieter und Kunden bewegen sich mit Motor- oder Armeskraft, kaufen und verkaufen Obst, Gemüse, Brennholz, Schilfmatten, Reis, Plastikwaren und vieles mehr. Vom niedrigen Dach unseres Bootes sehen wir aber auch auf ein Tankboot mit Treibstoff für die Bootsmotoren, sowie Suppen- und Kaffeeküchen. Die Frauen haben Hüte im Boot so groß wie Regenschirme. Damit schützen sie sich gegen Sonne und Regen. Am Kaffeeboot legen wir an für ein Frühstück mit verschiedenen Kuchen, als sich das Markttreiben mit aufsteigender Sonne langsam auflöst.

Inmitten des Barito machen wir an einer kleinen Insel, Pulau Kembang, fest. Halbzahme Affen bevölkern hier eine chinesische Pilgerstätte und lassen sich von uns mit Ernnüssen füttern. An Möbelfabriken, Bootswerften und Sägewerken vorbei kehren wir wieder zur Stadt zurück. Hier werden die geflößten Stämme verarbeitet. Stammholz darf nicht mehr ausgeführt werden, damit hier Arbeitsplätze geschaffen werden und der Abfall als Brennholz im Land bleibt. Am Nachmittag bringt uns ein *klotok* mit Dach in zwei Stunden in den Mündungsbereich des Barito, der sich hier kilometerbreit ausweitet. Hier liegt auf der bewaldeten Insel Pulau Kaget ein Naturschutzgebiet für die auf Borneo endemischen Nasenaffen. Bald schon können wir die ersten Tiere auf den Bäumen erkennen. Sie fliehen einzeln oder familienweise, als wir uns dem Ufer nähern. Nach Abstellen des Motors treibt sie der Hunger jedoch schnell zurück. Nicht weit von uns erklettern sie die Bäume, schwingen sich elegant von Ast zu Ast, stopfen die Blätter in sich hinein. Die Männchen mit den langen, rotleuchtenden Nasen und dicken Bäuchen sehen aus wie mancher menschliche Opa. Inzwischen ist ein Gewitter über uns herangezogen, und ein Wolkenbruch prasselt auf uns nieder. Nur gut, daß wir uns unter das niedrige Dach zurückziehen können, während wir die Rückfahrt antreten. An den Wasserstraßen baden und waschen die Leute schon wieder oder immer noch.

Heute ist Landgang durch die Innenstadt angesagt. Budi führt uns durch einen kleinen öffentlichen Tierpark mit einer traurigen Orang Utan-Frau in engem Gitterkäfig zur großen neuen Moschee. Sie ist vor 15 Jahren von einem italienischen Architekten erbaut worden und hat Platz für tausende Gläubige. Jetzt sind jedoch nur ein paar Betende anwesend. Ein Vorbeter empfiehlt uns, doch einmal im Koran zu lesen. Daß in Deutschland über eine Million Muslime leben, war ihm neu. Hier in Süd-Kalimantan wird der Islam ernsthafter praktiziert als in anderen Provinzen. Immer wieder sehen wir nachmittags viele Kinder, die in weißer Kleidung den Religionsschulen zustreben.

Unter einem Zeltdach im Park vor der Moschee praktiziert ein Wunderheiler. Schwerkranke mit Rheuma, MS, Polio, Krebs und anderen Gebrechen werden von seinen Helfern vor ihm niedergelegt. In einer Lautsprecheransprache stellt er dank Geisteskraft, Gebet und Naturmedizin die Heilung in Aussicht. Kreuz und quer führt Budi uns durch Gassen und über Brücken zu immer neuen Märkten. Es gibt fast alles in den Hallen zu kaufen. Handwerker sitzen dazwischen. Medizinhändler arbeiten mit Pendeln, Schlangen- und Krokodilrequisiten, verkaufen harmlose Vitaminpillen, Mittel gegen Hautkrankheit, Potenzprobleme, Kinderlosigkeit. Als wir uns in einem *warung* zum Essen und Trinken niederlassen, sind wir bald von den Schulkindern der Umgebung umringt. Vorsichtig versucht ein ganz mutiger Knabe, uns an den Armhaaren zu zupfen.



Schwimmender Markt

Nach Balikpapan

Um 17 Uhr soll der Nachtbus nach Balikpapan starten. Dazu müssen wir uns zunächst zum Busbahnhof bei Kilometer 6 außerhalb der Stadt fahren lassen. In dem alten Mercedes-Bus sind alle 41 Plätze besetzt; es war gut, im Vorverkauf reservieren zu lassen. Wir sitzen hinter dem Beifahrer und sind wieder die Attraktion für die übrigen Fahrgäste: „Woher, wohin? Wie alt? Schon verheiratet? Wieviel Kinder?" Indonesier sind sehr kommunikationsfreudig.

Der freundliche Fahrer fährt sehr vorsichtig auf der schmalen Straße. Solange die Straßenränder noch besiedelt sind, hat er mit dichtem, leicht chaotischem Verkehr zu kämpfen. Nach 18 h wird es schnell dunkel und die Straße leerer, aber Fahrrad- und Mopedfahrer ohne Beleuchtung tauchen immer wieder im Scheinwerferlicht auf. Nach gut zwei Stunden halten wir zur ersten Rast bei einem großen Straßenrestaurant. Das erste Essen ist im Fahrpreis eingeschlossen. Es gibt Reis satt, dazu ein hartes Ei mit Sojasauce und ein Glas Tee. Später versuchen wir auf dem durchgesessenen Gestühl zu schlafen. Gegen Mitternacht halten wir zu einer weiteren Rast. Zudem muß der Bus jedes Terminal zu einem kurzen Stop und Zahlung einer Gebühr anfahren. Bei Morgengrauen fahren wir durch hügeliges oder gar bergiges Land. Beiderseits der Straße sind Reste des einstigen Regenwaldes, aber auch Aufforstungsflächen zu erkennen. Wegen des oft schwierigen Transports im sumpfigen Gelände wird vor allem in der Nähe der Straßen und Flüsse abgeholzt.

Vor uns erhellen die Fackeln der Ölindustrie von Balikpapan den grauen Morgenhimmel, und mit Sonnenaufgang überqueren wir per Autofähre in einer halben Stunde die weite Bucht vor der Stadt. Balikpapan mit 300 000 Einwohnern ist eine noch junge Stadt ohne große Sehenswürdigkeiten. Dafür ist ein gewisser Wohlstand der Bevölkerung an Fahrzeugen und Häusern, aber auch an Kleidung und oft an Leibesfülle zu erkennen. Vor der größten Mittagshitze fliehen wir in das neue *shopping centre* mit AC. Durch Rolltreppen wird das moderne Haus über mehrere Stockwerke erschlossen. Viele Läden aller Branchen bieten vom Auto bis zu Socken alles an. Überall ist dichtes Gedränge, und es wird auch gekauft. Vor allem junge, gut gekleidete Leute laufen mit Einkaufstüten umher und stärken sich in einem der zahlreichen Schnell-Imbisse oder Cafeterias. Es gibt auch Antiquitäten-Läden mit Touristen-Souvenirs der Dayak. Mit Sicherheit ist aber nicht alles echt. Besonders die Holzfiguren lassen teilweise einen „Made-in-Bali-Stil" erkennen. In einem Blumenladen werden die schönsten Orchideen für die Häuser und Gärten besserer Leute verkauft.

Bei den Waldmenschen

Durch Vermittlung von Dr. Peter Collin von der Deutsch-Indonesischen-Gesellschaft Kiel sind wir beim Leiter der Orang Utan-Auswilderungsstation, Dr. Willie Smits, anvisiert. Er holt uns mit seinem Allrad-Kombi ab, und wir fahren 36 km nach Norden nach Wanariset Semboja zu seinem Orang Utan Auswilderungs-Projekt. Vor 16 Jahren ist der niederländische Biologe hierhergekommen und hat im Auftrag des Forstministeriums alles aufgebaut und angepflanzt. Heute steht hier eines der umfangreichsten Herbarien der Welt mit einer Sammlung von Pflanzen des Regenwaldes. Es wird intensive Erforschung und Züchtung von Nutzholzpflanzen betrieben für die Wiederaufforstung des abgeholzten Regenwaldes. Das Dickenwachstum des *meranti*-Stammes hat man schon von 2 auf 10 mm jährlich steigern können. Überall im Lande gibt es „1-Million-Bäume-Programme", um Erosion und nutzlosem Sekundärdschungel entgegenzuwirken und um die Lebensgrundlage von etlichen Millionen Menschen zu erhalten. Dr. Smits ist der Fachberater des indonesischen Forstministers in Jakarta.

Später kommen wir in die Affen-Station. Da Willie mehrere, auch ausländische Delegationen betreuen muß, werden wir von Nita, einer einheimischen Biologin herumgeführt. Der indonesische Name der Gattung *orang utan* bedeutet „Waldmensch". Sie können auch sprechen, doch sie sind klug genug, es nicht zu tun, weil sie dann arbeiten müßten, heißt es in einer Dayak-Legende.

Orang Utan leben nur auf den Inseln Sumatra und Borneo und sind in Indonesien absolut geschützt. Dennoch werden oft von Wilderern die Muttertiere getötet um die Jungtiere für viel Geld zu verkaufen. Wo immer die Tiere in unerlaubtem Besitz zu finden sind, werden sie beschlagnahmt und kommen in eines der Wiederauswilderungszentren der Regierung.

Orang Utan sind nicht nur vom Instinkt gesteuert, sondern sie sind sehr lernfähig, bedürfen aber auch einer Lebensschule. In der Gefangenschaft fixieren sie sich sehr auf Menschen, sie entwickeln höchst eigenwillige Charaktere. Neuankömmlinge werden in der Krankenstation sehr intensiv auf Infektionen untersucht und kommen zunächst in Quarantäne. Die Affen sind auch für menschliche Krankheiten wie TBC, Hepatitis und andere empfänglich. In den Sozialisierungskäfigen müssen sich die gesunden Tiere dann zunächst an ihre Artgenossen gewöhnen, da sie meist in Einzelhalttung aufgewachsen sind. Ein besonders schönes kräftiges Männchen ist vor einem Jahr von Bali gekommen.

Die gesunden Affen werden in Außenstationen im Wald auf ein freies Leben mit eigener Nahrungssuche trainiert. Schließlich werden sie wieder in ihren angestammten Lebensraum entlassen, von dieser Station aus aber auch nur in Gebiete, die nicht von wilden Populationen besetzt sind - zum zusätzlichen Infektionsschutz.

Mit zwei Affen im Transportkäfig auf dem Autodach bringen Nita und Eddie uns nach Balikpapan zurück. Die Jungtiere müssen für eine Impfung zum Tierarzt. Zum Abschied überreichen wir Nita eine Dollarspende für ihre gute Informationsarbeit zum Schutz der Orang Utan bei Schulkindern.

Auf dem Fluß

Für die weitere Reise hat Willie uns eine Skizze gezeichnet und Tips gegeben, wo wir keine Touristen, aber Dayak treffen werden. Schon früh am Morgen sitzen wir in einem grünen *bemo* - es gibt mehrere farbige Linien in der Stadt - auf dem Weg zum Busbahnhof 10 km vor der Stadt, wechseln dort in den ersten Bus nach Samarinda. Nach 100 km auf guter, aber schmaler und kurvenreicher Straße erreichen wir in Loajanan die Abzweigung nach Tenggarong. Die letzten 20 km bis zum Bootsanleger fahren wir mit einem gecharterten *bemo*, da unser Boot gegen 10 h ablegen soll. Auf dem Abfahrtskai aus Eisenholzbohlen herrscht schon dichtes Gedränge von Fahrgästen und Händlern, aber die Zeit reicht noch für ein Frühstück auf einem schwimmenden *warung*.

Dann kommt unser Boot, das uns auf dem breiten Mahakam nach Muara Kaman flußaufwärts bringen soll. Wir sitzen meist auf dem Oberdeck im Bug und genießen die gute Aussicht auf den 300 m breiten Fluß, dessen gelbbraune Fluten wir mal am linken, mal am rechten Ufer durchfahren. Der Steuermann muß die Fahrrinne auch ohne Tonnen oder Baken kennen. Ansiedlungen von Häusern auf Stelzen oder Flößen wechseln mit grüner Landschaft. Goldwäscher pumpen Flußkies in hölzerne Schuten. Große Kohlelager aus dem nahen Abbau werden verladen. Riesige Holzflöße begegnen uns. Gegen 16 Uhr sind wir plötzlich in Muara Kaman. Das Boot legt schon wieder ab, als wir unser Zwischenziel erkennen. Wir dürfen doch noch aussteigen. Auf der Dorfstraße aus dicken Eisenholzplanken auf Pfählen - zum Schutz vor Hochwasser und Schlamm - fragen wir uns zum einzigen *losmen* des Ortes durch. Ein sehr freundlicher alter Mann zeigt uns sein Haus und bietet uns eines seiner 13 leeren Zimmer an. Bei Kaffee und Kuchen erfahren wir beiläufig, daß unser nächstes Boot schon um 19 Uhr abends abgeht. Der Wirt bedauert sehr, daß wir nicht bei ihm übernachten. Nach einem Rundgang über die seltsame Dorfstraße warten wir wieder am Anleger und sehen einem Jungen beim Fischen mit dem Wurfnetz zu. Frauen waschen ihre Kinder, Männer ihre Mopeds.

Mit untergehender Sonne kommt das Boot nach Muara Ancalong, vollbesetzt. Aber man bietet uns beiden alten *tuan* die vermeintlich besten Plätze hinter der Windschutzscheibe neben dem Steuermann an. Nach einer langen Nacht stärken wir uns auf dem schwimmenden Anleger in Muara Ancalong. Willie hatte uns geraten, hier in ein *gerinting* umzusteigen. Mit einem Bootseigner handeln wir die Charter für die gut 100 km lange Tagestour nach Long Lees und zurück aus. 150.000 Rp. will er haben und kauft mehrere Kanister Diesel ein. Dann sitzen oder liegen wir im Boot - 1 m breit und 5 m lang - hintereinander auf dem schwankenden Boden, über uns ein leichtes Schutzdach. Der Bootsmann sitzt am Heck an der Pinne des luftgekühlten 2-Zylinder-Dieselmotors mit der langen Propellerwelle. Das Boot fährt sehr schnell, weil es keinen Kiel hat, aber der Lärm erstickt jede Unterhaltung. Der Fluß wird schmaler, schwimmende Pflanzeninseln und Baumstämme begegnen uns häufig, streckenweise steht noch Primärwald bis ans Ufer. Er ist hier geschützt und soll die Heimat von wilden Orang Utan sein. Vor uns fliegen jedoch nur ein paar weiße Nashornvögel auf, verschwinden wieder in den Bäumen. Am Ufer warten weiße Reiher auf Beute. Wir passieren nur wenige menschliche Ansiedlungen, bis wir nach fünf Stunden den kleinen Schwimmsteg von Long Lees erreichen. Der Name deutet auf ein Langhaus der Dayak hin, und voller Hoffnung erklettern wir über einen eingekerbten Baumstamm das Steilufer zum Dorfeingang mit den geschnitzten Geisterfiguren. Auf den ersten Blick bietet dieses Dorf jedoch nicht mehr als andere irgendwo in Indonesien. Ein traditionelles Haus gibt es noch. Es steht erhöht auf zu Geisterfiguren geschnitzten Pfosten. Die Rückwand der großen Veranda ist von reicher Dekorationsmalerei in typischem Dayakstil bedeckt. Es leben 250 Christen im Dorf, zusammen mit wenigen Muslimen. Die echte Dayakkultur, unzerstört durch christliche Missionierung, werden wir wohl erst nach weiteren Tagereisen flußaufwärts noch treffen. Wir entscheiden uns für den Rückweg.


Jeder Netzwurf bringt kleine Fischlein

Rüdiger Siebert

Bilder aus Borneo

„Da, schauen Sie mal", seine dürre Hand zeigte zu einem Schuppen am Fluß, „sogar Kühe hatten die Holländer. Das war der Stall. In dieser Wildnis Kühe!" Ein halbes Jahrhundert danach erschien ihm das immer noch als Wunder

„How the *East* was won". Die Variation eines amerikanischen Filmtitels kam mir in den Sinn, während der Jeep über die ersten fertigen Kilometer der neuen Straße zwischen Sangkulirang und Muara Wahau raste. Atemberaubend, des Staubes wegen, der da als gelbe Wolke drückend heiß zwischen den Bäumen zu beiden Seiten hing, natürlich auch deshalb; atemberaubend aber auch der Anblick dieser Bresche, die in den tropischen Regenwald geschlagen wird. Mit dem ohrenbetäubenden Lärm technischen Fortschritts fressen Bagger und Bulldozer Stück für Stück eine Natur auf, die sich in vitaler Üppigkeit bis dahin völlig mit sich selbst beschäftigt hatte. Berge werden zur Seite geschoben, weil sie der neuen Zeit den Weg versperren. Bäume, die älter sind als die Menschen in ihren gepanzerten Maschinen, müssen weichen. Auch die mitgebrachten Vorstellungen des Beobachters purzeln durcheinander.

Urwald, Dschungel, Dickicht, Borneo - ich hab da so meine Kindheitserinnerungen an Bücher von Autoren, die den tropischen Abenteuerspielplatz auch nur aus Büchern kannten. Später las und ließ ich mich bei Joseph Conrad tiefgründiger ein in die schicksalshafte Dämmerung der von Flüssen durchzogenen grünen Endlosigkeit. Und nun, *live* und dreidimensional? Ich stoße auf eine lautstarke Filiale jener Welt der Macher, der ich um den halben Globus davongeflogen bin. Die Bilder von Krokodiljägern und einem wahnbesessenen Almayer verwackeln wie langbelichtete Fotos neben einem Preßlufthammer.

160 Kilometer soll die Straße lang werden, ein deutsch-indonesisches Gemeinschaftswerk. Die erste Überlandverbindung vom Seehafen Sangkulirang an der Makassar-Straße ins Innere Ost-Kalimantans. Die Öffnung einer kaum besiedelten Waldregion für möglicherweise 100 000 Menschen, die in diesem Gebiet eine neue Existenz aufbauen sollen: Landlose Familien von den übervölkerten Inseln Java und Bali. Die wenigen einheimischen Dayak bahnen sich mit den Schlägen ihrer scharfen *mandau* den Pfad durch die Wucherung; und es ist wie beim Bambus, der sich im Wind beugt: Nach dem Sturm richtet er sich auf, als sei nichts geschehen. Dem Strom der Neusiedler ebnen Planierraupen den Weg, und nichts wird mehr sein, wie es einmal war. Der Wilde Osten wird erobert.

Das Arbeitercamp von Muara Lembak blieb hinter den Staubwolken zurück. Unser Geländefahrzeug drang weiter in den Wald ein. Weiter in der Richtung, der einmal die Menschenmassen folgen sollen. Dort, wo noch die Vermessungstrupps zu Fuß durch das Gehölz streifen, hielt schließlich der Jeep. Der Motor erstarb. Kein Ton der Technik störte mehr den Wald. Hier endete vorerst die Bresche, die ihm mit so machtvollen Attacken versetzt wird.

Ich stapfte durch den Morast und entdeckte vier junge Männer unter dem Blätterdach einer provisorischen Hütte; einer briet Grünzeug über offenem Feuer. Rotan sammeln, erklärten die Männer ihr menschenfernes Tun und zeigten zu den an Stämmen lehnenden Bündeln jener verholzten Rohre, die in anderen Welten zu Möbeln verarbeitet werden. Tagelang streifen die Burschen durch den Wald, um ihm diesen Reichtum zu entreißen. Eine schmale Gasse führte weiter in das grüne Zwielicht, dessen undurchschaubare Dimensionen eine Ahnung von Geheimnis erlauben. Ich hatte das Gefühl, angekommen zu sein.

***

Eiserne Hammerschläge hallen durch den Wald. Fünf, sechs, dann folgt eine Pause wie das Luftschöpfen ermüdeter Arbeiter, die alsdann ihre schweren Werkzeuge aufs neue niederwuchten. Das metallische Gedröhn schallt mir entgegen, als ich aus dem glitschigen Dunkel des Tunnels in den Schatten alter Bäume trete. Der seltsame Lärm wird immer lauter.

Wie ich denn zur einstigen Kohlenmine gelangen könne, hatte ich unten am Berau-Fluß gefragt, wo das Dorf Teluk Bayur seine Holzhäuser auf Stelzen stellt und das Balkengerüst der ehemaligen Kohleverladung am Wasser vermodert. „Immer landeinwärts", wies ein abgemagerter alter Chinese die Richtung, „immer den Gleisen nach, gar nicht zu verfehlen." Der Mann blickte von seinen Wassereimern auf und schien sich erst da über meine Anwesenheit zu wundern. „Europäer sieht man bei uns nur noch sehr selten. Was sollten sie auch hier", sagte er nachdenklich. „Ja, das waren noch Zeiten, damals, als hier noch Kohle gefördert wurde. Da, schauen Sie mal", seine dürre Hand zeigte zu einem Schuppen am Fluß, „sogar Kühe hatten die Holländer. Das war der Stall. In dieser Wildnis Kühe!" Ein halbes Jahrhundert danach erschien ihm das immer noch als Wunder. „Und heute", er winkte geringschätzig, „nichts, gar nichts mehr."

Das bezog sich freilich auch auf die Schienen. Die Eisenbänder waren dem Waldboden vor langer Zeit entrissen worden; nur einzelne Schwellen vermochte ich zu entdecken und verrostete Schrauben im Staub. Unter sengender Sonne folgte ich den Spuren der europäischen Eisenzeit, von europäischen Ingenieuren während der zwanziger Jahre in diesen unzugänglichen Winkel des östlichen Borneo gelegt, der einst holländische Kolonie war.

Nach dem kühlen, feuchten Tunnel, der die Kohlenbahn durch einen Berg hatte fahren lassen, überfällt mich wieder die Urwaldhitze wie mit einem heißen Handtuch. Auf einer verwilderten Lichtung liegen rostige Eisenteile herum. Bauchige Kessel. Kolbenstangen. Zahnräder. *Alang-alang* und Schlinggewächse geben sich wuchernd Mühe, die sperrigen Zeugnisse weithergeholter Industrieprodukte zu verdecken. Ich schaue in die Abgründe eingestürzter Schächte, springe über zerborstene Betonplatten und staune. Was mochten das für Männer gewesen sein, die da in den Dschungel eingedrungen waren? Abgesandte abendländischer Fortschrittsgläubigkeit? Abenteurer auf der Suche nach dem Glück aus Schwarzem Gold? Kühl rechnende Techniker? Kolonialherren? Ich stolpere über eine Achse im Gras. Ein letzter Hauch von Pioniergeist liegt über den Trümmern. Oder ist's ein flüchtiger Hauch von Profitgier?

Nicht dem Dschungel hatten die Eroberer seiner Bodenschätze weichen müssen, sondern den Zeitumständen, den Kriegsläuften, den Japanern, die die Holländer vertrieben, den indonesischen Nationalisten schließlich, die „Freiheit" auf ihre Fahnen geschrieben hatten. Brauchte die Freiheit keine Kohle? Seit dem Zweiten Weltkrieg ruht in Teluk Bayur der Abbau. Die eiserne Hinterlassenschaft lockt nur noch einheimische Handwerker an. Zwei halbnackte Männer zerlegen das stählerne Skelett einer Dampflokomotive. Mit kraftvollen Hammerschlägen werden die Nieten zertrümmert, die einst Werk und Welt der Holländer zusammengehalten hatten.

***

Der Wald brennt. Von ferne ist es nur eine leichte blaue Wolke, die rauchig über den Bäumen liegt. Nichts, was den unkundigen Beobachter beunruhigt. Erst in nächster Nähe entzündet sich Dramatik. Feuer frißt sich durchs Unterholz, schwelt hinter grüner Blätterwand. Plötzlich lodern meterhohe Flammen auf, hüllen rot-schwarz einen Busch ein, umzüngeln Baumstämme; es knistert und kracht im Wald. Wie aus einem Vulkan werden Holz- und Aschestücke in die Luft geschleudert. Funken sprühen. Den eben noch lichten Himmel verfinstern schwarze Schwaden. Rauch ätzt die Atemwege. Die Hitze wird unerträglich, kriecht durch dicke Schuhsohlen, rötet mein Gesicht, ich, der ich da gebannt mitten in den Wäldern des östlichen Borneo diesem Anschlag auf die Natur zuschaue. Kein Tier ist zu sehen, kein Vogellaut zu hören. Das Gezirp der Insekten-Myriaden wird vom trockenen Schmatzen gieriger Feuerzungen übertönt. Die Glut läßt alle Konturen zu Gelatine verschwimmen. Schwarze Baumskelette strecken im Todeskampf verrenkte Glieder von sich. Beißender Rauch breitet sich als Leichentuch über die sterbende Landschaft.

Einige armselige Gestalten, zwei, drei Bauern der Gegend, stehen am Rande des Infernos. Mit zusammengekniffenen Augen beobachten sie ihr Zerstörungswerk, das zu neuem Leben führen soll. Nicht Lust am Frevel stachelte ihre Tat an, sondern Existenznot trieb sie dazu. Die Bauern im Innern Kalimantans vernichten Baumkulturen, um mit ihren Familien leben zu können. Die lodernden Büsche und Bäume stehen am Anfang eines Anbausystems, das zu den ältesten Formen von Landwirtschaft gehört. Brandrodung ist im deutschen Sprachgebrauch die nicht korrekte Bezeichnung; Feld-Wald-Wechselwirtschaft trifft den Sachverhalt genauer; *shifting cultivation* ist der englische Terminus. Früher war die Welt des Waldes noch in Ordnung. Eine mit Feuersmacht gerodete Partie wurde zwei, drei Jahre bebaut mit Trockenreis und Kassaven; und wenn die Erde nichts mehr hergab, zogen die Menschen von den Volksgruppen der Dayak weiter. Andernorts entfesselten sie wieder die Flammen. Auf dem verlassenen Stück holte sich die Natur zurück, was die Menschen genommen hatten. Bis die Mitglieder einer Sippe ein bereits beackertes Land wieder urbar machten, vergingen 15 bis 30 Jahre. Der Wald hatte Zeit zur Regeneration. Das ist lange her. Immer mehr Menschen müssen sich in immer weniger Land teilen. Auch in Kalimantan.

Siedler aus anderen Inseln suchen neuen Lebensraum, kommen auf eigene Faust oder im Gefolge des staatlichen Transmigrationsprogrammes, das Umsiedlung für Millionen betreibt. Immer mehr und immer häufiger lodernde Wälder sind das Flammenzeichen radikaler Veränderung.

Unser Jeep poltert über die Schlaglöcher der unbefestigten Straße zwischen Kota Bangun am mittleren Mahakam und Samarinda im Delta dieses gewaltigen Stromes. Bergauf, bergab windet sich das gelbe Band der erst vor kurzem eröffneten Piste durch bisher kaum besiedeltes Waldgebiet. Nach jeder Kurve, nach jeder Kuppe derselbe düstere Blick über ausgeglühte Flächen, vom Chaos kreuz und quer liegender Stämme gezeichnet, von verkohlten Baumleichen bedeckt. Kilometerweit. Rechts und links der Straße. Felder? Wir fahren durch Schlachtfelder.

Korrie Layun Rampan
(* 1953 Samarinda, KalTim)

Sungai

Sungai
arus pun sampai
ke dalam diri
penyeberangan
: batu dan air sungai

kuala dan pulau-pulau kencana
antrean kelaparan kita
ladang perburuan
: ladang kain juga

arus yang sampai
tinggal dermaga
: sauh
menanti kapal tiba (1981)

Fluss

nun kommt die Strömung
in das Ich
Überfahrt
: Steine und Wasser vom Fluß

Mündung und goldene Inseln
aufgereiht unserem Hunger
Land des Flüchtigen
: auch Land des Kain

Strömung kommt
bleibt am Pier
: Anker
erwartet Auftauchen des Schiffs

(Aus: *Basis*, No. 8, 1983; *Übersetzung: Helga Blazy*)

Zwei Erzählungen der Ngaju-Dayak

Die Geschichten über Sangumang und Bapa Paloi sind bei den Dayak sehr bekannt und beliebt und haben natürlich eine klare Bedeutung für das Dayakvolk. *Sang* bedeutet 'Mensch' und *ngumang* 'denken'. Wer nachdenkt, kann erreichen, was er will. Dumme Menschen, die nicht über ihr Tun nachdenken, haben Unglück. Die Sangumang-Geschichten erzählen von Klugheit und auch Listenreichtum; die Bapa Poloi-Geschichten erzählen von der Dummheit eines Mannes, der durch die Klugheit seiner Frau gerettet wird.

Sangumang macht seine Mutter zur Tochter

Sangumang und seine Mutter lebten sehr abgelegen. Sie hatten es schwer. Das Dach ihres Hauses konnte nicht ausgebessert werden, und es war ganz von Schlingpflanzen überwuchert. Samgumangs Mutter hatte eine Krankheit, die ihre Beine anschwellen und weiß wie Eierschalen aussehen ließ, und sie konnte kein Medikament bekommen, weil das zu teuer war.

Da sagte Sangumang eines Tages zu seiner Mutter: „Du hast mich vor langer Zeit zur Welt gebracht. Und seither hat sich an unserem Leben nichts verändert. Unsere Armut hört gar nicht auf. Und darum habe ich gedacht, du Mutter, mußt nun mal aufhören, mich als Kind zu haben. Von heute an werde ich dich zum Kind haben. Und wir werden zusammen an einen großen Fluß ziehen, an einen Ort, wo viele Schiffe und Kaufleute vorbei kommen.“ Seine Mutter sagte nichts, aber sie folgte dem seltsamen Gedankengang von Sangumang.

Als sie umgezogen waren an einen großen Fluß, wählte Sangumang einen schönen Ort, um dort ein Haus und einen Anlegesteg zu bauen. Er baute ein Haus mit einem gesonderten Raum. In diesen Raum brachte Sangumang „seine Tochter“ und erzählte den Leuten, daß die Tochter, die er dort abgeschlossen hielt, ein junges Mädchen wäre. Vor seinem Haus zog er eine Wäscheleine und hängte jeden Tag Frauenkleider in allerlei Farben zum Trocknen auf. Wenn Kaufleute an seinem Steg anlegten, sahen sie die Kleider und wollten Sangumangs Tochter sehen. Sie gingen ins Haus und hofften, daß vielleicht die Tochter zum Vorschein käme. Aber Sangumang wollte seine Tochter natürlich nicht sehen lassen. Nur manchmal ging die Tochter vorbei, verborgen hinter einer Gardine, die den inneren vom äußeren Raum trennte. Man konnte dann nur ihre weißen Beine sehen. Als sie das gesehen hatten, wollten alle Kaufleute,

die auf Besuch kamen, Sangumangs Tochter zur Frau haben bzw. einige zur Schwiegertochter. Denn sie glaubten, daß Sangumangs Tochter eine schöne Frau mit weißglänzender Haut wäre. Aber Sangumang wollte seine Tochter nicht sehen lassen. Weil sie seine Tochter wollten, ließen viele Leute allerlei Kostbarkeiten bei Sangumang als Zeichen, daß sie den Heiratsantrag aufrichtig meinten. Sangumang nahm alles an, die Worte und die Geschenke, doch er wandte stets ein, daß seine Tochter noch nicht verheiratet werden konnte, da sie noch viel zu jung sei. Durch all die Geschenke wurde Sangumang Leben immer angenehmer. Sein Anlegesteg wurde fester, sein Haus immer schöner, die Gegenstände im Haus waren immer kostbarer anzusehen.

Der Ruhm seiner Tochter verbreitete sich immer weiter stromauf und stromab, bis er alle wichtigen Personen und Kaufleute erreicht hatte. Sie kamen alle und wollten Sangumangs Tochter heiraten und brachten viele Dinge mit zum Beweis ihrer Absicht. Dadurch wurde Sangumang immer reicher und sein Status immer höher. Er war kein armer Mann mehr, sondern gehörte zu den Reichen und Vornehmen. Schließlich erreichte der Ruhm von Sangumangs Tochter auch Asang Samaratih und seine vierzig Brüder. Asang Samaratih war ein kleiner König, der weit stromabwärts lebte. Mit seiner ganzen Familie und mit seinen vierzig Brüdern und mit allen Waffen wie für einen Krieg kam er den Fluß herauf, um Sangumangs Haus zu besuchen.

Als sie angekommen waren, schickten sie einen Botschafter zu Sangumang, der erklärte, was sie von Sangumangs berühmter Tochter wollten. Der Botschafter hatte die Anweisung, falls Sangumang seine Tochter nicht an Asang Samaratih verheiraten wollte, sollte das Volk von Asang Samaratih Sangumangs Dorf verwüsten. Sangumang aber nahm den Heiratsantrag von Asang Samaratih an. Nun mußten viele Dinge zwischen der Familie des Bräutigams und Sangumang geregelt werden. Sangumang sagte: „Da ihr viele seid und ich auch eine große Familie habe, bitte ich euch, ein Dorf zu bauen mit einem kleinen Palais, um dort das Fest zu halten." Alle Forderungen wurden erfüllt, und in zwei Monaten sollte die Hochzeit sein.

Asang Samaratih kehrte wieder nach Hause zurück und traf Vorbereitungen zur Hochzeit. Er gab ein Fest in seinem Dorf und lud viele Menschen ein, mit ihm zur Hochzeit in das Dorf von Sangumang zu fahren. Nach diesem Fest fuhren sie stromaufwärts mit vielen großen Booten, jedes mit Musikanten, die die Trommel und den Gong spielten. In allen Dörfern, durch die der Bräutigam Asang Samaratih kam, verwunderte man sich über den Klang der Trommeln und Gongs und über all die großen Boote, die voller Kraft und unaufhörlich gerudert wurden.

Sangumang dachte in seinem Haus nach, denn nun mußte er wohl seine im Verborgenen gehaltene Tochter zum Vorschein kommen lassen. In fünf Tagen sollte das Boot des Bräutigams kommen ... Da verschwand er hinter dem Haus, fällte einen *handjalutung*-Baum und machte einen Sarg mit den Maßen eines jungen Mädchens. Als es dunkel war, brachte er den Sarg ins Haus. Dann nahm

er eine Ziege, schlachtete sie und steckte sie in den Sarg und verschloß den Sarg mit vielen Nägeln, so daß er nicht mehr geöffnet werden konnte. Als es Mitternacht war, tat Sangumang, als sei er sehr erschreckt, er jammerte und wehklagte und nannte sich einen unglücklichen Menschen, weil seine Tochter, die er in Absonderung hatte leben lassen, plötzlich gestorben war.

Am nächsten Morgen waren die Dörfler erstaunt zu hören, daß Sangumangs Tochter gestorben war, und sie kamen und wollten die Leiche des jungen Mädchens sehen. Aber sie war schon im Sarg und der Sarg schon verschlossen, und es war verboten, ihn zu öffnen, so sagte Sangumang. Um den Sarg zu bewachen, kamen jeden Abend Leute und spielten das Seelenspiel und schlugen den Gong, wie es Brauch war bei einem Sterbefall.

Vier Tage nach dem Tod von Sangumangs Tochter kamen die festlichen Boote von Asang Samaratih an. Die Gesellschaft des Bräutigams war erstaunt, da es bei Sangumangs Haus gar nicht nach Festvorbereitungen aussah, sondern nur der Klang des Begräbnisgongs zu hören war. Als sie anlegten, kam Sangumang weinend und wehklagend heraus. Er schlug sich und verfluchte sich, daß er noch am Leben war. Er erzählte der Familie des Bräutigams, daß seine Tochter plötzlich gestorben wäre. Asang Samaratih und die Seinen erschraken, sie gingen ins Haus und wollten die Tote sehen. Aber die war schon im Sarg, und der Sarg konnte nicht mehr geöffnet werden, weil das ein strenges Tabu in der Familie von Sangumang war, wie dieser sagte. Asang Samaratih ging noch weiter und näherte sich dem Sarg. Als er aber den Verwesungsgeruch wahrnahm, schreckte er zurück und glaubte, was Sangumang gesagt hatte, und brach auch in Tränen aus.

Am siebenten Tag wurde der Sarg zum Begräbnisplatz gebracht und, wie es Brauch war, dort aufgehängt. Als das Begräbniszeremoniell beendet war, um das Tabu aufzuheben, wollte Asang Samaratih in sein Dorf zurückkehren. Doch zuvor gab er zu, daß er sich geirrt hatte, und er nahm es auf sich, an Sangumang Buße zu bezahlen. Das ganze Dorf, das er hatte bauen lassen, wurde Sangumangs Eigentum, und von allen Geschenken wurde ebenfalls ein Teil bei Sangumang gelassen.

Noch war das Kielwasser von Asang Samaratihs Booten zu sehen, da begann Sangumang schon versteckt zu lachen, rief seine Mutter und sagte: „Nun sind wir reich geworden und haben keine Sorgen mehr. Und von heute an höre ich damit auf, meine Mutter zur Tochter zu haben, sondern ich werde wieder der Sohn meiner Mutter wie früher."

Bapa Paloi stampft Reis in der Krone einer Kokospalme

Als der Reis alle war, breitete Indu Paloi den ungeschälten Reis zum Trocknen aus, damit er geschält werden konnte. Danach mußte sie wegen einer anderen Sache zum Dorf rudern und gab zuvor Bapa Poloi diesen Auftrag: „Gleich, wenn die Sonne über der Spitze der Kokospalme steht, sammle den

Reis auf, nimm den Reisblock dazu und stampfe den Reis, der dann trocken ist." „Ja, das tu ich dann", sagte Bapa Paloi. Indu Paloi machte sich auf zum Dorf und Bapa Paloi wartete zuhause, daß der Reis trocken würde. Manchmal schaute er hoch, um zu sehen, wie hoch die Sonne stand, und als die Sonne gleich mit der Spitze der Kokospalme stand, sammelte er den Reis ein und tat ihn in einen Korb. Er kletterte damit in die Kokospalme und setzte dort den Korb ab. Dann stieg er wieder hinunter, um den Reisblock zu holen, den er dachte mitnehmen zu müssen in den Baum. Er nahm ihn auf den Rücken und probierte, damit auf die Palme zu klettern. Aber das war nicht einfach, denn ein Reisblock ist schwer beim Klettern mitzunehmen. Vier, fünf Mal probierte er, hoch zu kommen, doch er rutschte gleich wieder hinunter. Er verlor dabei viel Kraft, so daß er sehr müde wurde, aber er durfte Indu Palois Auftrag nicht vergessen. Darum probierte er noch einmal, den Reisblock mit nach oben zu nehmen, obwohl er so oft schon hinuntergefallen war.

Inzwischen war noch die Katze gekommen, die Indu Paloi sehr liebte. Sie kletterte mit Bapa Paloi auf den Baum und schien zu denken, daß er Späße mit ihr machte. Zufällig miaute die Katze unter ihm sehr, als er gerade sieben, acht Züge hinaufgeklommen war. Er schaute hinunter und rutschte sogleich wieder zurück. Bapa Paloi störte das sehr, und da er müde war, wurde er so böse auf die Katze, daß er sie totschlug. Er erschrak, als er sah, was er getan hatte, denn das hatte er nicht gewollt. Dann bekam er Angst vor der Wut von Indu Paloi, weil die Katze tot war. Deshalb suchte er eine Möglichkeit, die Leiche der Katze zu verstecken. Er sagte zu sich: „Wo soll ich die Leiche der Katze nur verstecken, so daß Indu Paloi es nicht merkt?" Dann kam ihm dieser Gedanke: „Hinter meinem Rücken, denn dahin kann ich auch nicht schauen." Er war froh, daß er diese List gefunden hatte, suchte sogleich ein Stück Leine, band die Katze damit fest und hing sie sich um den Hals. Er war ganz aufgekratzt, weil er dachte, daß Indu Paloi nun die Katze nicht sehen konnte, die er an einem so guten Platz versteckt hatte, daß er sie selber auch nicht sehen konnte.

Er kletterte wieder in die Kokospalme mit dem Reisblock, und durch allerlei Listen kam er schließlich oben an. Lange mußte er dort in der Krone der Kokospalme ausruhen, bevor er beginnen konnte, den getrockneten Reis zu stampfen. Plok-Plok, stampfte er Reis in der Krone einer Kokospalme, was noch nie ein Mensch getan hatte. Alle Vögel flogen weg, alle Eichhörnchen flüchteten springend, alle Affen nahmen Reißaus, als sie das dumpfe Geräusch von Bapa Palois Stampfen im Reisblock hörten.

Unterdessen ruderte Indu Paloi vom Dorf wieder den Fluß hinauf. Auf halbem Wege hörte sie schon den Klang von Bapa Palois Stampfer. Sie war erstaunt, das hören zu können, denn noch nie zuvor hatte das Reisstampfen so von fern geklungen. Als sie am Steg angekommen war, sprang sie an Land, suchte Bapa Paloi und rief ihn. Bapa Paloi antwortete aus der Krone der Kokospalme. „Was tust du dort?", fragte Indu Paloi erstaunt. „Ich stampfe den getrockneten Reis, wie du es wolltest", antwortete Bapa Paloi. „Wer wollte denn, daß du auf die Kokospalme kletterst, um dort den Reis zu stampfen! Das hab ich nicht gesagt, sondern ich habe gesagt, du sollst den Reis, wenn die Sonne hoch genug steht, gleich mit der Spitze der Kokospalme, hier unten im Reisblock stampfen", sagte Indo Paloi und befahl ihm, sogleich herunter zu kommen. Bapa Paloi ließ eins nach dem anderen den Stampfer und den Reisblock hinunter, dann nahm er den Korb mit Reis auf den Rücken und kam damit selber nach unten. Als er den Reiskorb absetzte, sah Indu Paloi die Leiche der Katze, die Bapa Paloi sich um den Hals gehängt hatte. „Was hast du dir da nun wieder um den Hals gehängt, Bapa Paloi?" fragte Indu Paloi. „Was, siehst du die Katze doch? Ich dachte, daß du die Katze, die ich vorhin erschlagen habe, nicht sehen könntest", sagte Bapa Paloi. „Fürchterlich, deine Faulheit, deine Dummheit, deine Beschränktheit, Bapa Paloi! Die Katze zu töten, die mutig alle Mäuse wegjagte und auf den Reis aufpaßte!" sagte Indu Paloi. Und sie packte ein Stück Brennholz vom Trockenplatz und schlug Bapa Paloi damit auf den Kopf. Dadurch erschrak Bapa Paloi bis in seine Seele, sodaß all seine Dummheit verschwand. Und seit der Zeit lebt Bapa Paloi verständig wie die anderen Menschen. Er denkt nun gut über alle Worte von Indu Paloi nach, und so arbeitet er nun mit Verstand und gut überlegt.

(Aus: A. Klokke-Coster, A. H. Klokke, M. Saha: *De Slimme en de Domme. Ngadju-Dajakse Volksverhalen*. s'Gravenhage 1976; *Übersetzung: Helga Blazy*)

Die Redaktion KITA und die DIG Köln e.V.
wünschen
allen Abonnenten und Mitgliedern

Ein schönes Weihnachtsfest und ein Glückliches Neues Jahr

Bitte beachten Sie: Ab 15. Dez. 97 finden Sie die DIG Köln e.V. und die Redaktion KITA in neuen Büroräumen unter der folgenden Adresse:
DIG Köln e.V.
Brüsselerstraße 89-93
50672 KÖLN

Bitte richten Sie nun alle Anfragen, Kommentare, Leserbriefe, Aufsätze an diese Adresse.

Wir freuen uns, daß die KITA-Abonnenten in Deutschland, Europa und Indonesien immer zahlreicher werden. Bitte, geben Sie KITA auch via Geschenkabonnement oder als einen Geheimtip unter Freunden, die nach Indonesien fahren mögen, weiter. Sie und wir sind KITA.

Die Religion der Ngaju-Dayak

Die indigenen Religionen gelten in Indonesien als *kepercayaan* 'Glaube' und nicht als *agama* 'Religion'. Die Regierung stellt als Bedingung, um eine Religion als *agama* anerkennen zu können, daß sie ein *kitab suci* 'heilige Schriften' habe, bzw. den Nachweis eines kanonischen Schrifttums, eines Gotteshauses, eines Gesangbuchs, eines Gottesdienstes und den Nachweis eines Glaubens an einen Gott und der formellen Zuordung zu einer der Weltreligionen. Alle indigenen Religionen Indonesiens haben sich dem Hinduismus zugeordnet und erklären damit, daß ihre Religion und Kultur bereits seit dem 4. Jahrhundert vom Hinduismus beeinflußt wurde.

Die Ngaju-Dayak mußten vor der Unabhängigkeit Christ oder Moslem sein, um eine Schule besuchen zu können. Nach 1945 konnten sie zwar ohne Einschränkung Schulen besuchen, doch konnten sie sich zu ihrer nicht offiziell anerkannten Religion bekennen. Nach dem Putsch von 1965 wurde 'Atheismus' nicht mehr geduldet; sie mußten sich zu irgendeiner Hochreligion bekennen. Daher bildeten die Ngaju.-Dayak in den 70er Jahren einen Großen Rat und schlossen sich formell der Hindureligion an, die in ihrer balinesischen Ausprägung bereits anerkannt war. 1980 erreichte die Hindu-Kaharingan-Religion der Ngaju-Dayak nach mehreren Anläufen die offizielle Anerkenung des Religionsministeriums. Seither werden die Rituale, Priestergesänge, Mythen niedergeschrieben, um aus einer aus mündlicher Überlieferung beruhenden Lokalreligion eine dem Anspruch nach sogar überregionale Buchreligion zu entwickeln. Dieser Prozeß dauert noch an.

Das wichtigste Buch der Kaharingan ist *panaturan*, das Buch der Schöpfungsmythen, das bislang dem Geheimwissen der Priester zugehörte und auf dessen öffentlicher Verbreitung die Todesstrafe der Oberweltleute stand. Durch die Regierungsforderung nach 'Heiligen Schriften' wurde es nun der Öffentlichkeit zugänglich, allerdings bisher nur kurze Zusammenfassungen in Gemeinsprache. Erst 1996 kam ein Buch in der Sakralsprache heraus, das zwei junge Priester zusammengestellt hatten; hier steht nun der Verlauf der Zeremonien Satz für Satz. Und doch kann kein Laie die formelhaften *mantra* mit der ihnen innewohnenden Bedeutung erfüllen. Diese Veröffentlichung erzeugt Unmut bei den älteren Priestern, andererseits könnte sie die Durchsetzung der Kaharingan-Theologie bewirken.

In den traditionellen Gemeinschaften ist die Religion sehr eng mit dem sozialen Leben verbunden, sie ist 'gelebte Religion'. Ein Übertritt zu einer anderen Religion führte zu sozialen Irritationen oder gar zum Ausschluß. Mit der offiziellen Anerkennung der Kaharingan-Religion haben die Dayak Selbstbewußtsein und Vertrauen erlangt, so daß ihr Zusammenleben mit Anhängern anderer Religionen nun von einem neu gewonnenen Identitätsgefühl geprägt ist. Doch haben Intellektuelle immer noch keine Zukunft, wenn sie sich zum Kaharingan bekennen - weiterhin nur Muslime oder Christen. Zudem bestand die traditionsbewußte Dayakelite, die die Bestrebungen der Anerkennung der Religion unterstützte, aus Christen und Muslimen.

Nach der Anerkennung der Kaharingan-Religion wurde ein Theologisches Institut in Mittelkalimantan gegründet. Doch die Auszubildenden bekommen Unterricht ausschließlich im Hinduismus indischer und balinesischer Version und dürfen die Hindu-Kaharingan-Religion nicht unterrichten, zudem gibt es keine Lehrbücher. Die wichtigste Stelle für Religionsfragen an der Universität der Provinzhauptstadt Palangkaraya ist von Balinesen besetzt. Der Anpassungsdruck seitens der Regierung könnte als eine Gefährdung der kulturellen Identität verstanden werden, die entsprechende Gegenbewegungen auslösen könnte. Denn im Zuge der Globalisierung strebt die indonesische Regierung nach einer Vereinheitlichung aller indigenen Religionen unter der offiziellen balinesischen Ausprägung *Hindu-Dharma Indonesia*, da die balinesische Religion als 'zivilisiert' gilt und dem Hinduismus am nächsten stehend.

Jac Maessen

Der Schatz der Dayak *ikat*-Webkunst

Es ist allgemein wenig bekannt, daß aus West-Kalimantan *ikat*-Stoffe stammen, die zu den schönsten Indonesiens zählen. Weiterhin gilt leider in Bezug auf diese Textilien: Unbekannt = Ungeliebt, und die Dayak, die diese schönen Stoffe herstellen, sind sich des Wertes ihrer eigenen Kunst nicht bewußt. Daher ist ihre Webkunst gefährdet. Dies ist besonders bedauerlich, weil die Erforschung ihrer Motive einer Entdeckungsreise in eine faszinierende Welt gleichkommt. Vielleicht trägt die Wertschätzung dieser Stoffe durch Außenstehende dazu bei, daß die Dayak selber ihre Kunst wieder zu schätzen lernen. Zu hoffen bleibt, daß es dann nicht zu spät ist...

Verschiedene Gründe tragen dazu bei, daß die Webkunst West-Kalimantans verschwindet, bzw. teilweise schon verschwunden ist. An erster Stelle ist hier der Import billiger Baumwolldrucke zu nennen; die Weberinnen wurden entmutigt, so viel Zeit und Mühe wie bisher für die Herstellung ihrer Kleidung aufzuwenden, wo doch in ihren Augen die bunt bedruckten Baumwollstoffe weit schöner und kostbarer waren. Die Dayak litten unter einem tief empfundenen Minderwertigkeitskomplex, der dazu führte, daß sie oftmals ihre eigene Kultur bereitwillig aufgaben. Vor 25 Jahren wüteten junge Dayak-Frauen gegen mich, weil ich mich für ihre Webkunst interessierte; sie meinten, ich wolle sie auf primitivem Niveau halten und verbrannten ihre alten *ikat*-Stoffe vor meinem Haus.

Die Dayak sind eine ethnische Minderheit, die noch heute im eigenen Land als eine Gruppe von Wilden angesehen wird - sogar in Kalimantan selber. Bei den Malaien galten sie als schmutzig und primitiv, weil sie keine Muslime waren, sondern Schweinefleisch aßen und Reiswein tranken. In der Kolonialzeit versuchten sie sich gegen die Malaien zu verteidigen, indem sie zum Christentum konvertierten. Doch dadurch wurden sie noch mehr entfremdet; eine noch fremdere, westliche Kultur wurde ihnen aufgebürdet und bestärkte sie noch weiter in ihrem Minderwertigkeitsgefühl. Ein Dayak-Kollege mit ausländischem Universitäts-Abschluß beichtete mir, daß er immer sage, er sei Indonesier und darauf hoffe, daß man denke, er sei Javaner und größte Angst habe, man halte ihn für einen primitiven Kopfjäger.

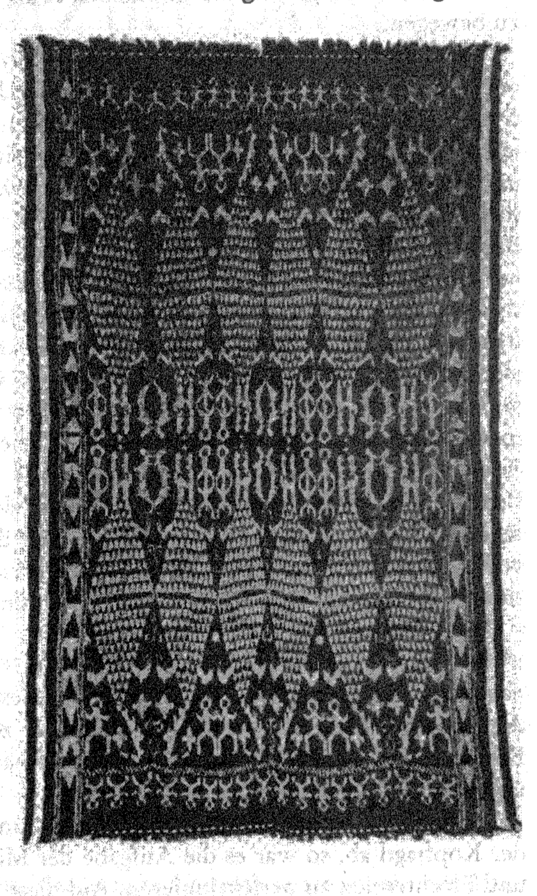
Vor diesem Hintergrund wird verständlich, daß die Dayak sich bemühten, das Image der primitiven Wilden zu überwinden und eifrig von der eigenen, zeitaufwendig gewebten Kleidung zu den westlichen und modernen Baumwolldrucken übergingen. Sie empfanden es als ihr gutes Recht, sich mit der Zeit zu bewegen.

Und doch halte ich es für möglich, die Dayak davon zu überzeugen, daß ihre traditionelle Webkunst überleben sollte und die älteren Frauen, die die Webtradition noch nicht vergessen haben, dafür zu gewinnen, erneut zu weben. Allerdings gibt es einige Hindernisse: Zumeist sind die älteren Frauen weitsichtig und können die feinen Muster nicht mehr erkennen. Das Problem könnte natürlich mit Brillen leicht behoben werden. Weiterhin wird in der Region keine Baumwolle mehr angebaut, und die Dayak können somit nicht mehr ihr eigenes Garn spinnen. Auch das Garn könnte ersetzt werden, aber die Webstühle sind ebenfalls nicht mehr in Gebrauch. Schließlich gibt es nicht mehr genügend Beispiele der Vielfalt von Motiven, die früher gewebt wurden. Die alten *ikat* sind verloren oder abgetragen oder verkauft und von Sammlern weggetragen worden. Wenn ein Dayak die schönsten *ikat* seines Volkes sehen möchte, so muß er heute in fernen Museen danach suchen. Zudem müßte ein Markt für diese besonderen Textilien gefunden werden. Wenn es aber gelänge, all diese Probleme zu bewältigen, würde das für die älteren Dayak-Frauen einen enormen Prestige-Gewinn bedeuten: Sie würden dann über Bargeld verfügen und wären im Besitz einer respektablen Handwerkskunst; die Jüngeren gingen dann sicher bereitwillig zur Großmutter, um sich unterrichten zu lassen.

Vor einiger Zeit gelangte ich zufällig an eine Bilderserie von einer *ikat*-Sammlung aus West-Borneo, die im Besitz des Königlichen Tropeninstituts in Amsterdam ist. Als ich den Dayak die Bilder zeigte, entspann sich nach erstem Erstaunen unter den alten Damen eine lebhafte Diskussion über die Motive und ihre Hintergründe.

Hing in früherer Zeit das Prestige eines jungen Dayak von seinem Mut bei der Kopfjagd ab, so war es die Aufgabe der Mädchen, sich in ihren Webereien und Flechtereien zu perfektionieren. Auf diese Weise zeigten sie sich der Gunst eines Mannes würdig. Die *ikat*-Motive müssen mit äußerster Hochachtung behandelt und eingesetzt werden; sie können nicht ohne weiteres von jedermann verwendet oder an andere Personen weitergegeben werden, weil das die Ahnen erzürnen würde und den Angehörigen dann möglicherweise ein Unglück zustoßen würde. Weil die einzelnen Dörfer sehr isoliert waren, hat die Bedeutung eines Motivs nur in einem entsprechend kleinen Gebiet Gültigkeit. So verstehen z.B. Apokayan-Weberinnen die Motive des Kantuk-Stammes nicht. Dies gilt umso mehr, da einfache geometrische Muster oftmals bedeutungsvolle abstrakte Figuren sind, deren wahre Bedeutung sich nicht durch den bloßen Augenschein erschließt.

Die Herstellung eines Webstückes beginnt immer mit einem Traum von einem bestimmten Muster. Doch bevor man mit der Arbeit beginnen kann, muß man einige Bedingungen beachten. Eine junge Weberin benötigt z.B. die Erlaubnis ihrer Großmutter, denn sie selbst könnte aufgrund ihrer mangelnden Erfahrung die so wesentliche Harmonie in der Gestaltung des Tuches oder die Ehrung der Ahnen vergessen. Weiterhin muß ein neues Webtuch mit einem Zeichen des Respekts für die Ahnen begonnen werden, nämlich dem *sandung*-Motiv. *Sandung* repräsentiert nicht nur den Baum des Lebens, sondern ist auch ein Zeichen der Vereinigung. Eine christliche Dayak erklärte mir das mit dem Zeichen des Kreuzes, das sie vor jeder Mahlzeit schlägt. Außerdem, sagte sie, beginne sie ein neues Tuch mit dem Zeichen des Kreuzes und einem Gebet. Zudem sollte die Harmonie zwischen Gut und Böse respektiert werden: Wenn z.B. ein Krokodil eingewoben wird, so sollte darauf geachtet werden, daß seine Beute auch im Tuch eingewoben wird, damit nicht das Motiv des Krokodils sich gegen die Weberin wendet.



Die Symbolik eines bestimmten Motives kann unmittelbar mit dem Zweck des Tuches zusammenhängen: So ist ein passendes Motiv für eine Decke das Blattwerk des *merinjau*-Baumes, denn dieser Baum bietet viel Schatten und lädt zur Rast ein. Somit schützt das Motiv den Schläfer. Andere Motive bringen ganz individuelle Vorstellungen und Wünsche zum Ausdruck. So wurde eine Decke von einem Mädchen aus dem Kantuk-Stamm der Iban-Dayak an der Grenze zu Sarawak für ihren Verlobten gemacht; wenngleich nicht von verfeinerter Qualität, so spricht doch das Motiv einer Familie mit Kindern für sich: der Verlobte sollte die Decke auf Reisen nach Malaysia mitnehmen, wo er in den nächsten Jahren arbeiten und Geld verdienen wollte. Die Decke sollte ihn an seine Liebe erinnern und an ihre Pläne für die Zukunft.

Ein anderes Motiv erscheint den Dayak-Frauen recht pikant: Ein Tuch, dessen Hauptmotiv ein *lintan* ist, könnte von einem jungen Mädchen getragen werden, das nach einem Mann Ausschau hält. Dieser Blutsauger ist etwa einen Finger lang, und die meisten Frauen ekeln sich vor ihm. Er lebt im Wasser und scheint sich gern an Waschplätzen aufzuhalten, wo er versucht, über den Anus oder die Vagina in den menschlichen Körper einzudringen. Für den Menschen kann das tödliche Folgen haben. Andererseits wird der *lintan* gejagt, da er zur Herstellung einer Schönheitssalbe, z.B. für das Haar verwendet wird. Die Salbe läßt das Haar wachsen und schimmern und macht ein Mädchen auf diese Weise attraktiv für Männer. Es käme einer pikanten Herausforderung gleich, wenn eine Frau dieses gefährliche Tier in ein Tuch weben und um die Taille tragen würde.

Ein Motiv mit besonderen, heilenden Kräften ist der *aur*-Baum; aus seinem Holz und seiner Wurzel macht der *dukun*, der Zauberer, Medizin für Weberinnen, die verrückt geworden sind. Das kann passieren, wenn Motive ohne Sorgfalt verwendet wurden und damit die Harmonie gestört und die Ahnen mißachtet wurden. Auf dem *aur*-Baum baut ein geheimnisvoller Vogel sein Nest, von dem nur der Schatten zu sehen ist - der *burung bayang*.

Eine Kuriosität schließlich sind *ikat*-Tücher, die von Transmigrantinnen von der Insel Flores gewebt wurden. Unter den Menschen, die im Rahmen des staatlichen Umsiedlungsprogramms in Kalimantan angesiedelt werden, sind auch *ikat*-Weberinnen von Flores; ihre *ikat*-Kunst ist sehr verschieden von der Webkunst der Dayak, doch einige ließen sich von den Dayak-Motiven inspirieren. Das Ergebnis sind Tücher, die für die Dayak sehr irritierend sind. Die Motive sind unachtsam behandelt und die Ahnen wurden nicht berücksichtigt. Die Dayak-Damen betrachteten die Weberei als ein unverantwortliches Plagiat, und doch waren sie entzückt von der sublimen Technik. Eine gegenseitige Achtung könnte zu Impulsen für neue Kreationen führen. Letztlich ist es die Achtung für die Unterschiedlichkeit, die Indonesien vereint: Einheit in der Vielfalt.

Ich kann nur wenige der Motive mit ihren Geschichten hier anführen und wünschen, daß diese reiche Kultur erhalten bleibt. Außenstehende sollten die Dayak davon überzeugen, daß ihre Webkunst zur Vielfältigkeit der indonesischen Kulturen beiträgt.

(Übersetzung und Überarbeitung: Helga Blazy und Hiltrud Cordes)

Hijaz Yamani
(* 1933 Banjarmasin)

Di rumah tua itu

Di rumah tua itu
pintunya tidak pernah tertutup
berdirinya di udik yang tidak terbuka

Di rumah tua itu
anak muda main *gasing-gasingan*
taruhannya ternak bapanya
dibarter pula dengan pipa
dan belacu dari negeri cina

Di rumah tua itu
ada suara *kurung-kurung*
lagu nasib di ujung bukit
bila malam tiba

Di rumah tua itu
Di udik yang tidak terbuka itu
berpuluh penghuni
menunggu nasib yang sama
mereka masih tertutup
untuk tahu merdeka (1975)

Im alten Haus

Im alten Haus
ist die Tür nie verschlossen
sie sind allein im unbekannten Binnenland

Im alten Haus
spielen junge Leute *gasing-gasingan*
ihr Einsatz des Vaters Vieh
die Ware und auch die Pfeife
und Baumwollstoff aus China

Im alten Haus
klingt die Stimme des *kurung-kurung*
Schicksalslied vom Bergesende
wenn die Nacht kommt

Im alten Haus
im unbekannten Binnenland
erwarten zu zehnt die Bewohner
das gleiche Schicksal
sie sind noch eingeschlossen
und wissen nichts von Freiheit

gasing-gasingan = traditionelles Kreiselspiel in Südkalimantan
kurung-kurung = traditionelles Musikinstrument

(Aus: *Tanah Huma. Kumpulan sajak tiga penyair Kalimantan*. Jakarta 1978; *Übersetzung: Helga Blazy*)

Jay H. Bernstein

Gifte und Gegengifte bei den Taman in West-Kalimantan

Die Taman leben in West-Kalimantan in einem Gebiet stromauf von Putussibau, der Bezirksstadt von Ober-Kapuas, etwa 900 km nördlich von Pontianak. Etwa 4500 Taman leben in zehn kleinen Dörfern an den Flüssen Kapuas, Mendalam und Sibau. Sie tradieren ein Wissen, das Krankheiten heilt, die durch Vergiftung entstanden sind, d.h. durch eindringende Geister oder von Geistern geschickte Objekte, bzw. Gefangennahme einer Seele von Geistern. Als erstes streicht ein *balien* (Heiler) mit einem medizinischen Stein, in Kräutersud getaucht, über den Körper, um das Objekt zu entfernen. Viele Gifte werden nicht physisch, sondern magisch in den Körper gebracht als Öle oder als intonierte Verwünschung, vom Wind getragen - letztere sind eher malaiisch-islamischen Ursprungs und befallen die Person plötzlich - die Gegengifte sind ebenfalls ölige Substanzen. Symptome einer Vergiftung sind Gelbwerden der Augen, des Mundes, der Fingernägel oder der Haut; Blutabsonderungen über Mund, Nase, Poren, Ausscheidungen, Blindheit, Taubheit, Lähmung.

Pflanzliches Öl ist die Basis all der flüchtigen Essenzen, die als Gifte oder Gegengifte benutzt werden. Kampfer-, Eukalyptus- oder Kerosinöl werden dagegen nicht genommen. Die pflanzlichen Öle sind neutral, doch sie können andere Essenzen leiten und andere Objekte in sich erhalten. Sie trocknen nicht aus und verfallen nicht leicht. Die Formeln sind geheim, doch die genaue Komposition scheint die Taman inzwischen weniger zu interessieren, denn sie erhalten die Öle heute schon präpariert, um sie entsprechend anzuwenden. Zumeist wirken sie dann in zwei Richtungen: Sie wenden Unheil von einem Kranken ab und schützen den Besitzer vor einer Erkrankung. Doch mit der Benutzung sind bestimmte Nahrungs- oder Getränkeverbote verbunden, damit sie Wirkung zeigen. Manche Verbote wirken lebenslang, andere müssen über eine bestimmte Zeit beachtet werden. Beachtet man sie nicht, wirkt die Medizin nicht mehr. Ebenso müssen bei der Medizin selber Vorgaben beachtet werden. Manche Mittel müssen mit bestimmten Stoffen gefüttert werden, um wirksam zu bleiben, z.B. muß einer Medizin jeden Monat ein wenig Metall hinzugefügt werden, damit sie nicht Hungers stirbt, und Kokosnussöl, damit sie nicht austrocknet.

Es gibt männliche und weibliche Varianten bei den Medizinen, die wie Mann und Frau zusammenwirken, und ein Heiler kann einen Test machen, bevor er einen Patienten behandelt. Er führt eine Palmblattrippe in die männliche Flasche ein; fallen Tropfen hinunter, wird es dem Patienten besser gehen, wenn nicht, macht er den Versuch bei der weiblichen Flasche. Wenn beide Male keine Tropfen fallen, lehnt er die Behandlung ab. Kommt es zur Behandlung, reibt der Heiler die Tropfen aus der männlichen und der weiblichen Flasche dreimal in der eigenen Hand und dann siebenmal auf die kranke Körperstelle und warnt den Patienten, daß er heftige Schmerzen oder Brennen spüren könne, da die Krankheit die Medizin beim Eintritt in den Körper bekämpfe. Innerhalb einer Stunde wendet er die Medizin zehnmal an. Er hinterläßt der Familie eine Flasche, in der Kochöl mit den Ingredienzien aus seinen beiden Flaschen zur weiteren Behandlung gemischt ist und spricht Diätanweisungen aus, u.a. gegen Papaya, Wassermelonen, Frischwasserfisch und Pfefferschoten. Manche davon müssen lebenslang beachtet werden.

So fremd uns das klingen mag, so vertraut ist es uns doch auch. Die Medizinen selber haben so etwas wie einen Lebens-Zyklus, einen geheimnisvollen Ursprung, der zum Teil natürlich, zum Teil von Menschen gemacht und selten bekannt ist; am Ende kann eine Medizin sterben, wenn sie nicht mit den für sie notwendigen Ingredienzien gefüttert wird; die Medizinen haben individuelle Namen und brauchen spezifische verbale Formeln oder Handlungen, um sie wirksam zu machen, und nur dann entwickeln sie ihr Potential.

Die sozialen Kräfte um diese Medizinen machen sie esoterisch, im Gegensatz zu westlichen Medizinen, die mit Namen und Handzetteln zu ihren Bestandteilen, Wirkungen und Nebenwirkungen vertrieben werden. Das objektiviert das Wissen und macht es zu einem Ding, das jeder benutzen und besitzen kann. Für die Taman ist es wichtig, daß jedes der Öle seine eigene Geschichte hat und nicht generalisiert wird. Damit verlöre es seine Wirkung. Zwar werden die Flaschen bei den Taman auch für alle sichtbar gezeigt, doch ohne sie identifizierbar zu machen, so daß nur ihr Besitzer sie mit Namen kennt. Eine Medizinsammlung ist ein Weg zu sozialer Macht bei den Taman. Zudem muß einer, der medizinisches Wissen erwirbt, reisen und sich fremdes Wissen aneignen. Daß er lebend zurückkehrt, ist bereits ein Zeichen seiner Fähigkeit, die Fremde und dort mögliche Vergiftungen zu überstehen. Die Taman sind vorsichtig bei ihren Reisen; zwar halten sie ihre Nachbarvölker nicht notwendigerweise für böse oder aggressiv, doch Gegengifte gegen solche Möglichkeiten haben sie in ihre Kultur integriert.

(Aus: Bernstein, Jay H. „Poisons and Antidotes among the Taman of West-Kalimantan, Indonesia". *Bijdragen tot de Land-, Taal- en Volkenkunde* 149:3-21.1993; *Übersetzung und Zusammenfassung: Helga Blazy*)

Rusli Saberah Purma
(* 1951 Banjarmasin, † 1974 Yogyakarta)

Aku baca

aku baca seratus sajak bunga abrikos
aku baca kitab kematian dalam sejarah umat
aku baca duka perempuan waktu malam hari
aku baca malaikat dan bibir para nabi
dan aku baca, baca, kau, apa yang tersirat
dalam sepasang mataku
dalam sepasang sepatu tuaku

akan kaubaca ceritra nenek masa kecilku
akan kaubaca berahi masak dalam tubuhku
akan kaubaca rohku hitam bintik abstraksi
akan kaubaca terompet tobat dalam sujudku
akan kaubaca, baca apa-apa yang tersirat
dalam sepasang mataku
dalam sepasang sepatu tuaku (1974)

Ich lese

ich lese hundert Gedichte Aprikosenblüten
ich lese Buch des Todes in der Menschheitsgeschichte
ich lese Sorge der Frau bei Tag und Nacht
ich lese Engel und Lippen der Propheten
und ich lese, lies du, was verborgen
in meinem Augenpaar
und meinem Paar alter Schuhe

dann liest du Großmutters Geschichten meiner Kindheit
dann liest du reife Verliebtheit in meinem Körper
dann liest du meine schwarze Seele als abstrakten Punkt
dann liest du Trompete der Reue in meiner Verneigung
dann liest du, lies, was auch immer verborgen
in meinem Augenpaar
und meinem Paar alter Schuhe

(Aus: ed. Linus Suryadi. *Tonggak. Antologi Puisi Indonesia Modern 4.* Jakarta 1987; *Übersetzung: Helga Blazy*)

Sri Kuhnt-Saptodewo

Zum Totenritual der Ngaju Dayak

Die Ngaju Dayak sind eine der bevölkerungsreichsten Ethnien Borneos und zählen neben den Iban (See-Dayak) zu den best erforschten Gruppen. Ihr Verbreitungsgebiet erstreckt sich längs der Mittel- und Oberläufe der Ströme Kapuas, Kahayan und Katingan in der Provinz Mittel-Kalimantan.

In der Sakralsprache der Ngaju Dayak trägt die Erde den Namen „Fluß des geliehenen Lebens" (*lewu danum injam tingang*). Das Leben auf der Erde ist ein geliehenes Leben, insofern als der Mensch es bei seinem Tod an seinen Ursprungsort zurückgibt. Aus diesem Grund bedeutet der Tod für den Sterbenden nichts Tragisches; er verheißt den Zugang zu dem ersehnten ewigen Leben im Totendorf *lewu tatau* ('reiches Dorf'). Sein vollständiger Name vermittelt ein plastisches Bild von der Vorstellung, das die Ngaju über ihr Jenseits haben: „Ein Dorf wo die Knochen nicht arbeiten und die Muskeln nicht müde werden. Ein Dorf, das auf goldenem Sand ruht und dessen Sandbank aus Diamanten besteht". Die Verhältnisse im *lewu tatau* sind die gleichen wie die auf der Erde, nur ist alles in sein Gegenteil verkehrt. Was hier links ist, erscheint dort rechts, groß wird zu klein und was im Diesseits auf den Füßen geht, bewegt sich dort auf dem Kopf. Nahrungsmittel sind im Überfluß vorhanden, denn die Seele all des Reises, den der Verstorbene auf der Erde gegessen hat, findet sich im Jenseits zu seiner Verfügung aufgehäuft. In der Mitte des Totendorfes wächst der Lebensbaum, *batang garing*. Seine Blätter bestehen aus feinstem Gewebe, das zu Kleidung verarbeitet Verwendung findet. Seine Früchte sind Achatsteine und ihre Kerne bestehen aus Gold. Im Stamm des *garing*-Baumes fließt das nie versiegende Lebenswasser, *danum kaharingan*. In der Nachbarschaft des Verstorbenen wohnen all die Freunde, mit denen ihn schon zu Lebzeiten eine enge Freundschaft verband. Die Aussicht auf eine solchermaßen paradiesische Existenz im Totendorf läßt die Ngaju mit Gelassenheit ihrem Scheiden aus dem Diesseits entgegensehen.

Das Totenritual beginnt mit dem Eintritt des Todes und findet seinen ersehnten Abschluß im feierlichen Einzug ins Totendorf. Dabei handelt es sich um einen jahrelangen Prozess, in dessen Verlauf der Körper des Verstorbenen und seine Totenseelen verschiedene Stadien durchlaufen. Diese transformatori-

schen Reinigungsprozesse am Verstorbenen vollziehen die Angehörigen durch das Abhalten von Primär- und Sekundärbestattung.

Die Ngaju nennen das Totenfest der Sekundärbestattung *tiwah*, was soviel wie „frei sein, sich der Verpflichtung entledigt haben" bedeutet. Das umfaßt einerseits die Erlösung der Toten, die sich von ihrem früheren, mühevollen irdischen Leben endgültig verabschieden und aus dem Schattendasein, in das die Priester sie im Zuge der Primärbestattung (*tantulak matei*) führten, befreit werden. Die Hinterbliebenen empfinden es andererseits als Erlösung, da die Gefahren, die von jedem Sterbefall für die Familie des Toten und die Dorfgemeinschaft ausgehen, gebannt werden. War die Entrichtung des *tantulak matei* die Angelegenheit einer einzelnen Familie, so ist das *tiwah* ein Ereignis, das die ganze Dorfgemeinschaft einbezieht. Beim *tiwah* werden Schädel und Knochen eines vor Jahren Verstorbenen exhumiert, um endgültig - meist in einem kunstvoll verzierten Familiengrab (*sandung*) - beigesetzt zu werden. Die Versenkung der Knochen symbolisiert dabei den Eintritt des Verstorbenen ins Totendorf *lewu tatau*.

Die Knochenumbettung ist das wichtigste religiöse Ereignis im Leben eines jeden Ngaju, seiner Familie und darüber hinaus der gesamten Dorfgemeinschaft. Diese zentrale Bedeutung des *tiwah* für die Ngaju-Kultur spiegelt sich vor allem in den Sakraltexten wieder. Bevor die Seelen der Verstorbenen ihre letzte Reise antreten, wird der ganze Kosmos, die Menschen und ihre Gemeinschaft durch das Rezitieren der Schöpfungsmythen und verschiedener Genealogien in die mythische Urzeit versetzt und in der Folge neu geschaffen. Dabei bildet die Vernichtung des Lebensbaums durch den Streit des männlichen und weiblichen Nashornvogels das zentrale Motiv für den Neuanfang. Von den „Verunreinigungen" des Daseins befreit, erwacht die Gemeinschaft zu einem neuen, kraft- und hoffnungsvollen Leben. Die Texte zum *tiwah* sind auch deshalb so wertvoll, da sich nur in ihnen in vollkommener Weise die Seelen- und Jenseitsvorstellung der Ngaju offenbart.

Das eigentliche Seelengeleit wird durch die Gesänge der *basir* (Priester) vollzogen. Alle Texte zum Totenkult werden von ihnen in der *basa sangiang*, der Sprache der Oberwelt gesungen. Die *basir* müssen sich dieser Sakralsprache bedienen, wenn sie mit den „hilfreichen Wesen" der Oberwelt in Kontakt treten wollen. Im weitesten Sinn sind die *basir* Mittler zwischen diesseitiger und jenseitiger Welt. Die *sangiang* fahren über die Fontanelle in die Körper der *basir* ein und machen diese zu ihrem Medium. Alle Gesänge und Handlungen der *basir* sind daher letztlich Ausdruck des Wirkens der Wesen der Oberwelt. Allgemein gilt die Jenseitsreise der Totenseelen der Ngaju Dayak als eines der faszinierendsten Phänomene der altindonesischen Religionen.

Bei einem Todesfall wird im Eingang des Hauses des Verstorbenen ein Bronzegong aufgehängt und zum Zeichen des Ablebens des Dorfmitgliedes in einem speziellen Rhythmus geschlagen. Die Familienangehörigen kleiden den Verstorbenen in festliche Gewänder und bahren ihn mitten im Empfangsraum des Hauses auf. Damit die Sehkraft der Augen und die Frische der Lippen auch im Jenseits erhalten bleiben, werden Münzen auf die Augen und ein Achatstein auf den Mund gelegt. Gleich nach dem Ableben engagiert die Familie einen Priester mit besonderen Qualifikationen, den *tukang tawur*. Durch das Streuen von Reis und das Rezitieren bestimmter Formeln teilt er den Oberweltleuten (*sangiang*) den Tod mit und bittet sie, herunter auf die Erde zu kommen und die Totenseelen sicher ins Jenseits zu geleiten. Ein Teil des Zeremonialraums wird speziell für diejenigen Priester eingerichtet, in die die *sangiang* einfahren werden und durch die diese das Seelengeleit vollziehen. Die Wände werden mit „heiligen Textilien" ausgeschlagen und am Boden eine Reihe von großen Bronzegongs nebeneinander gelegt - als Symbol für die die Welt tragende Wasserschlange - auf denen die Priester zur Rezitation des Totengeleits Platz nehmen werden.

Die ersten drei Tage bleibt der Leichnam im Raum aufgebahrt, umgeben von den kostbaren 'heiligen Erbstücken' (*pusaka*) und von Gaben für die Reise ins Jenseits. Freunde und Bekannte aus dem Dorf kommen vorbei und nehmen ein letztes Mal Abschied. Am Morgen des vierten Tages wird der Holzsarg verschlossen und von den Priestern und Familienangehörigen zum Friedhof getragen. In diesem flußabwärts im Sekundärwald gelegenen Gräberfeld wird der Sarg in eine Grube eingelassen und unter dem Aushub begraben. Das Kopfende des Grabes markieren die Hinterbliebenen mit einem einfachen, schmucklosen Holzbrett, auf dem lediglich der eingravierte Name des Verstorbenen zu lesen ist und an dessen Fuß sie einen kleinen Teller mit Opfergaben stellen.

Beim Eintritt des Todes zerfällt die Seele des Menschen in ihre vier Komponenten. Eine „atemgebende" Seelenkomponente entweicht sofort nach Eintritt des Todes aus der Fontanelle und kehrt in die Oberwelt zurück, um dort auf ihre Wiederzusammenführung mit den drei anderen Seelenkomponenten beim *tiwah* zu warten. Die zweite Komponente sehen die Ngaju als die „traumgebende" Seele an; die Gesänge der Priester geleiten sie in das Seelendorf *lewu bukit nalian lanting*, das in der dritten Himmelsstufe gelegen ist. In diesem Dorf verbleibt sie bis zur Sekundärbestattung. Der Aufenthalt in der dritten Himmelsstufe dient dem Verstorbenen als Reinigung von dem diesseitigen Leben. Die sogenannte „Seele des Fleisches und Blutes" wird in die zweite Himmelsstufe gebracht und verbleibt dort bis zur Sekundärbestattung. Die Seele der „sterblichen Überreste (Knochen, Haare, Nägel)" schließlich ist der vierte Seelenbestandteil. Das zerfallende Fleisch des Körpers steht symbolisch für den Beginn der Reinigungsprozesse dieses Seelenbestandteils. Erst wenn sich das Fleisch mit der Erde vereint hat, ist die Reinigung weit genug fortgeschritten, daß die Seele ins *lewu tatau* geleitet werden kann. Für diese Seele sind auch die Opfergaben am Grabe gedacht: Sie soll in der Nähe des Grabes bleiben und

nicht ins Dorf zurückzukehren, um dort ihr Unwesen zu treiben. Die Zeit, die die sterblichen Überreste in der Erde verbringen, wird als symbolische Schwangerschaft begriffen. Sie geht der Geburt ins Jenseits voraus. Nach frühestens zwei Jahren, wenn der Körper bis auf die Knochen zerfallen ist, kommen mit der Knochenumbettung die Reinigungsprozesse zu ihrem Ende.

Die Ngaju glauben, daß das Wohlergehen und die Zufriedenheit ihrer Verstorbenen im Jenseits dadurch bestimmt werden, was sie ihnen an Opfergaben mit auf ihre letzte gefahrenvolle Reise ins *lewu tatau* geben.Damit der Verstorbene den Lebenden nicht zürnt und die Veranstalter ihrem Ansehen im Dorf gerecht werden, müssen die Opfergaben zu dem Status und dem ehemaligen Besitz des Verstorbenen in vernünftiger Relation stehen. In gewisser Weise stellt dies das Erbrecht sicher, das die Ngaju entwickelt haben. So darf der Besitz eines Verstorbenen vor seiner Knochenumbettung nicht aufgeteilt werden. Und die Höhe des Erbschaftsanteils wird nicht durch Geburt bestimmt, sondern aufgrund des Wertes der Opfergaben ermittelt, die der jeweilige Familienangehörige zum *tiwah* beisteuert. Es geschieht daher nicht selten, daß eine Familie sich erheblich verschulden muß, um allen Anforderungen und Ansprüchen, die als Fremd- und Eigenerwartung auf sie einwirken, gerecht zu werden. Dieser Druck lastet vor allem auf den Familien, die die Veranstaltung des *tiwah* initiiert haben. Sie sind dazu verpflichtet, die Seele der teuersten Opfergabe, die die Ngaju kennen, ihrem Verstorbenen ins *lewu tatau* folgen zu lassen. Allein die obligatorische Bereitstellung des Opferrindes bedeutet für sie eine erhebliche finanzielle Belastung. Da die Ngaju selbst keine Rinder züchten, müssen sie für einen Preis angekauft werden, der nicht selten dem Reinverdienst eines halben Jahres Kautschuk-Sammelns entspricht. Weiterhin müssen aufgebracht werden: Einige Zentner Reis zur Verköstigung der unzähligen Gäste und Familienmitglieder; zwei bis drei Schweine und mehrere Hühner, die für die vielen kleineren Zeremonien benötigt werden; Gold und einiges an Bargeld, um die Priester für ihre Arbeit zu entlohnen. Arme Familien, die sich nur schwer ein ausgewachsenes Schwein und schon gar nicht ein Rind als Opfergabe leisten können, schließen sich den Zeremonien der Wohlhabenden an.

Führt man sich nun vor Augen, daß über 20 Familien am *tiwah* beteiligt sein können, bekommt man eine leise Ahnung davon, welche Menschenmengen sich dort zusammenfinden und was es vom gesamten Dorf an organisatorischer Vorbereitung abverlangt. Die Kunde von einem *tiwah* hat eine regelrechte Sogwirkung auf die ganze Region. Ein Dorf kann ohne weiteres auf das fünffache seiner eigentlichen Bewohnerzahl anschwellen. Nicht nur Familienmitglieder kommen von weither angereist, sondern auch Händler und Glücksspieler. Besonders in der Woche nach der Opfertiertötung (*tabuh*), wenn nach Speerung der Rinder und Schweine unvorstellbare Mengen an Fleisch in kurzer Zeit verzehrt werden müssen, übt das *tiwah* eine starke Attraktion aus. Denn jedwedem Gast, selbst wenn er der am *tiwah* beteiligten Familie nicht bekannt

ist, muß bei seinem Eintritt ins Haus ein Teller mit Reis und etwas Fleisch angeboten werden.

Die aufwendigen Vorbereitungen erschöpfen sich jedoch bei weitem nicht in der Organisation von Opfertieren und der Bereitstellung von ausreichenden Reismengen. Mehrere Wochen vor Beginn des *tiwah* kündigen die *basir* den „Wesen der Oberwelt" die nahende Durchführung des Seelengeleits an und bitten sie, sich dafür bereit zu halten. Das Haus (*balai*), das die Priester als Austragungsort für die Hauptzeremonien bestimmt haben, muß rituell gereinigt, der Platz der *basir* mit „heiligen Textilien" geschmückt und für jeden von ihnen ein Bronzegong als Sitzgelegenheit zur Verfügung gestellt werden.

Nicht weit vom Eingang des *balai* entfernt, entsteht auf offenem Platz das religiöse Zentrum des *tiwah*, der *sangkaraya*. Vier Meter lange, fingerdicke Bambusstangen werden zu einem geschlossenen Kreis zusammengestellt und mit bunten Tüchern geschmückt. Für jeden Verstorbenen, dessen Seele ins *lewu tatau* geleitet werden soll, müssen die *basir* zwei Bambusstangen in den *sangkaraya* stellen. Sein Zentrum besteht aus einer weiteren Bambusstange, deren Spitze eine Kokosnuß ziert. Sie symbolisiert den Kopf des Kulturheroen, aus dessen Gliedmaßen einst Rattan, Holz und Eisen entstanden sind. Manche Autoren behaupten, daß an ihrer Stelle zu Zeiten der Kopfjagd ein für das *tiwah* erbeuteter Schädel seinen Platz hatte.

Die Familien, die zu Ehren ihres Verstorbenen ein Opferrind beisteuern, stellen um den *sangkaraya* einen extra angefertigten Opferpfahl auf. Einen Tag vor Speerung der Tiere engagieren die Teilnehmer *sapundu*-Schnitzer, *tukang sapundu*, die aus dem oberen Teil des Pfahls eine Figur herausarbeiten, deren Geschlecht dem des Opfertieres entsprechen muß. Diese Figur steht symbolisch für die Seele des Gehilfen, der dem Verstorbenen ins Jenseits folgt und ihm dort alle unangenehmen Arbeiten erledigt. Es ist wahrscheinlich, daß in früheren Zeiten anstelle der Rinder versklavte Kriegsgefangene an den *sapundu* zu Tode gemartert wurden. Ab Mitte des 19. Jahrhundets verbot jedoch die holländische Kolonialmacht diesen Brauch unter Androhung der Todesstrafe für den Herrn des geopferten Sklaven.

Zur Reinigung des Körpers öffnen die Angehörigen das Grab des vor Jahren Verstorbenen, bergen die Knochen und entfernen alle Haut- und Haarreste. Ein *basir* reinigt die Seele der sterblichen Überreste, indem er Schädel und Knochen mit einem lodernden Bambusstab umkreist. Danach werden sie in bunte Tücher geschlagen, in einen umgedrehten Gong gebettet und feierlich zurück ins Dorf getragen.

Das eigentliche Seelengeleit wird durch die Gesänge der *basir* vollzogen. Alle Texte zum Totenritual werden von ihnen in der *basa sangiang*, der Sprache der Oberwelt gesungen. Diese „Himmelssprache" wird selbst unter den *basir* heutzutage nur von wenigen wirklich verstanden. Die verantwortungsvolle Aufgabe, alle Zeremonien exakt durchzuführen und die Totenseelen schließlich

erfolgreich ins *lewu tatau* einziehen zu lassen, obliegt dem *upu* (Haupt-*basir*). Er treibt das Geschehen durch Singen der Sakraltexte voran. Die anderen *basir* bestätigen es durch ihren Refrain. In den ersten Zeremonien rufen die *basir* die *sangiang* an und veranlassen sie, zu sich in den Zeremonienraum hinabzusteigen. Als Brücke zwischen Diesseits und Jenseits dient den *sangiang* ein Bund aus Argusfasan- und Nashornvogelfedern. Über ihn gelangen sie ins *balai* unter die Leute. Für die Dauer des *tiwah* halten sie sich im Zeremonienraum auf, beschützen alle Anwesenden und tragen zum Gelingen der Zeremonien das ihrige bei. Damit sich die *sangiang* auch gut empfangen und versorgt fühlen, halten die *basir* stets allerlei Opfergaben für sie bereit: Reis, Eier, gekochtes Fleisch domestizierter Tiere, Betel-Utensilien und das Blut eines geopferten Huhns oder Schweins.

Wurden nach Eintritt des Todes die einzelnen Seelenkomponenten voneinander separiert und zu ersten Reinigungsprozessen an verschiedene Orte gebracht, so ist es das Ziel des *tiwah*, die Reinigung der drei Seelenkomponenten zu ihrem Ende zu bringen und sie schließlich im *lewu tatau* wieder zu vereinigen, damit der Verstorbene in sein neues, niemals endendes Leben eintreten kann. Diesen Prozess leiten die *basir* damit ein, daß sie die Seelen aus den jeweiligen Himmelsstufen von dem Seelenschiff *lasang jambu bahandang* bzw. *banama nyahu* abholen und ins Dorf des *tiwah* bringen lassen. Die beiden Seelen dürfen sich allerdings nicht im Dorf aufhalten, sondern bekommen in der Nähe des Friedhofs in einem „Warte-Häuschen" ihren kurzzeitigen Aufenthaltsort zugewiesen. Kurz vor ihrer Vereinigung mit der Seele der sterblichen Überreste werden die beiden Seelen von den *basir* in ein Ei verwandelt und auf dem Schädel des Verstorbenen zerquetscht. Damit ist symbolisch die Wiedervereinigung der ersten drei Seelen vollzogen. Dann werden diese in das Totenschiff *banama nyahu* geführt und von dem mächtigsten *sangiang*, dem Seelenbegleiter Duhung Mama Tandang, ins *lewu tatau* geschifft. Es ist eine äußerst abenteuerliche Reise zu dem Totendorf im Wolkenmeer des Himmels, auf der es viele Gefahren zu überwinden gilt. Duhung Mama Tandang steuert das Totenschiff *banama nyahu* zuerst auf einem breiten, klaren Strom, der sich zusehends verengt, reißender wird, und auf dem sie turbulente Stromschnellen überwinden müssen. Wenn das Schiff mit den Seelen in den Gesängen der *basir* von der Anlegestelle des Dorfes ablegt, beginnen die Teilnehmer der Zeremonie die Paddelbewegungen der Schiffsruderer nachzuahmen. Der kritischste Moment auf der Fahrt ins Jenseits ist jedoch die Durchquerung des großen Feuerstrudels (*kiham apui*). In seinen Flammen wird die letzte Unreinheit aus den Seelen herausgebrannt. Auf diese Weise vollständig gereinigt, werden die drei Seelenbestandteile ins Seelendorf geführt und mit der vierten Seele verschmolzen. In dem Moment der Vereinigung verläßt der Mensch sein Schattendasein und erwacht zu einem neuen, niemals endenden Leben im „Paradies".

Auf der konkreten Handlungsebene findet dieser Vorgang seine symbolische Entsprechung. In der *nyakean*-Zeremonie verabschieden sich die Familienangehörigen von den sterblichen Überresten ihrer Verwandten, indem jeder der Anwesenden mit seinen Wangen den Schädel ein letztes Mal berührt. Anschließend werden die Gebeine in bunten Textilien zusammengeschnürt und auf immer im Knochenhaus (*sandung*) versenkt. Damit haben die Hinterbliebenen ihren verstorbenen Verwandten gegenüber alle Pflichten erfüllt und wähnen diese ab jetzt sicher und zufrieden im *lewu tatau*.

In der Vorstellungswelt der Ngaju Dayak bedeutet der Tod jedoch nicht nur Unreinheit für den Verstorbenen. Alle Familienangehörigen und in besonderem Maße der zurückbleibende Ehepartner sind davon betroffen. Genauso wie der Verstorbene bis zu seinem Einzug ins *lewu tatau* eine peinvolle Existenz außerhalb der Gesellschaft führt, ergeht es vor allem den Witwen und Witwern, die zahlreichen Verbotsvorschriften (*pali*) unterworfen sind. Mit zu den gravierendsten dürfte dabei zählen, daß ihnen die Wiederheirat solange untersagt ist, bis sie ihren verstorbenen Ehepartner ins Seelendorf geleitet haben. Wenn man sich vorstellt, daß zwischen den *tiwah*, die in einem Dorf abgehalten werden, oft mehr als zehn Jahre verstreichen, wird einem bewußt, welche Bürde diese *pali*-Vorschriften den Menschen auferlegen. Die *kangkahem*-Zeremonie dient dazu, den Witwen und Witwern sowie nahen Verwandten die Unreinheit zu nehmen. Ein letztes Mal schlüpfen die Betroffenen in weiße Gewänder, die Trauertracht der Ngaju, und werden aus einem Boot in den Fluß gekippt. Beim Untertauchen in den Fluten reinigt das Wasser ihre Seelen vom Stigma des Todes. Nach dem rituellen Bad streifen die so Gereinigten bunte Gewänder über - man beachte die Parallelität zu den gereinigten Knochen, die in bunten Tüchern in den *sandung* versenkt wurden - als Symbol ihrer umfassenden Reintegration in das Leben der Dorfgemeinschaft.

(Auf Wunsch schicken wir Ihnen gerne eine Bibliographie zu diesem Artikel zu)

D. Zauhidhie
(* 1934 Muara Teweh, Barito Utara)

Hutan

Bidang dadanya dan berbulu
Ubun-ubun bertudung kabut sarang labah-labah
Mulut menyuap gelap. Lembap
Kaki-kaki batu-batu menggerundul
Pehong. Tidak melunjur ke laut
Tebing-tebing itu bagai naga yang berendam
Sebentar mengelepak kelelawar ujung sayapnya
Mengibas cahaya matahari yang tembus di daun pecah
Batang-batang pohon besar-besar
Bercacar. Tegap kukuh bagai menyumbat langit yang bakal runtuh
Sungguhlah tua bangka
Adakah harimau di sini? Ada ngaum dedaunan berlaga
Ada desingan bagai jet. Apa itu kumbang sedang menyimbat?
Bukankah kota yang benderang itu
Dahulu tempat binatang-binatang kelana dan bercanda
Adakah beruang adakah pelanduk adakah kijang
Kulit bumikah yang mengelupas. Lalat-lalat yang lapar
Adakah si anu di sini
Hoi! Hoi! Sipongang menggelantang
Hoi!
Hoi!
Di sini aku bisa telanjang. Tak ada yang menyindir
Di sini bisa berteriak nyaring-nyaring. Di sini berguling-guling enak sekali biar gatalan
Hoi! Hoi!!
Hoi! Hoi!!

Wald

Breit seine Brust und behaart
Scheitel von Spinnwebschleiern bedeckt
Mund schnappt schwarz. Dumpf
beschimpfen Füße aus Stein
Syphilis. Nicht zum Meer hin ausgestreckt
Die steilen Ufer wie eingeweichte Schlange
Einen Moment hängt das Ende ihres Flügels nieder
Sonnenstrahl durchbohrt mit einem Schlag dichtes Blattwerk
Hohe Bäume
gebrechlich. Halten heftig wie Stopfen den Himmel der einstürzen will
Wirklich steinalt
Gibt es Tiger hier? Es gibt brüllende Kämpfe
Es gibt Aufheulen wie ein Strahl. Schlägt schon der Schwarze an?
Kein Dorf zum freien Durchgang hier
Früher ein Ort streifender und sich vergnügender Tiere
Es gibt den Bär den einen und anderen Zwerghirsch
Die Farbe welcher Welt blättert ab. Hungrige Fliegen
Ist jemand hier
Hoi! Hoi! Das Echo verklingt
Hoi!
Hoi!
Hier kann ich nackt sein. Niemand spottet
Hier kann ich lauthals schreien. Hier ist es wundervoll herumzurollen auch wenn es juckt
Hoi! Hoi!!
Hoi! Hoi!!

(Aus: *Tanah Huma. Kumpulan sajak tiga penyair Kalimantan*. Jakarta 1978; *Übersetzung: Helga Blazy*)

Korrie Layun Rampan

Der Wunsch von Punes Kind

Die Sonne hatte längst den Zenith überschritten. Der Schein der Strahlen, die in den Urwald drangen, machte helle Flecken auf dem trockenen Laub. Der junge Mann schritt geradeaus in Richtung auf den steilen Abhang. Er wollte auf einen recht hohen Berg klettern, um von dort weiter zu spähen, in welche Richtung er sich wenden müsse.

Seine Füße schritten einer nach dem anderen. Der Rhythmus des Waldes sang die Musik der Natur. Ein Windhauch in den Blättern, ein Vogel schufen eine Stimme voller Verführung. Die Geräusche des Nachmittags wogten auf und ab in ihrem eigenen Rhythmus. Der Mann erinnerte sich an den Wunsch seiner Frau: " Kak, Pune möchte sehr gern das Fleisch eines jungen Hirschs, den wir selber schlachten." "Hirschfleisch?" "Ja. Fleisch von einem noch jungen Hirsch. Vor dem Schlachten möchte Pune ihn streicheln. Sein Fell fühlen ... " "Du bist seltsam, Pun." "Weil du davon nichts weißt. Schwangere Frauen sind so." "Aber deine Bitte ist schwer zu erfüllen, zudem sadistisch." "Sadistisch? Warum?" "Du möchtest einen lebendigen jungen Hirsch. Dann möchtest du ihn streicheln vor dem Schlachten. Ist das nicht sadistisch? Wenn du zum Beispiel ein Reh oder ein Stachelschwein möchtest, wäre das leichter. Oder wenn du nur das Fleisch möchtest, könnte ich das hinkriegen. In zwei bis drei Tagen hätten wir einen toten Hirsch, den du willst." "Aber ich will nicht nur das Fleisch essen. Und nicht nur einen toten Hirsch streicheln, der nicht mehr atmet. Ich möchte nur einen jungen Hirsch, noch lebendig und ... " "Und ihn streicheln?" "Ja. Und sein feines Fell streicheln." "Und dann?" Dann wirst du ihn schlachten. Ich koche sein Fleisch und mache *sate, dendeng asin* und *daging asapar.* Wann will Kak Sengkay losgehen?" "Deine Bitte ist schwierig. Unmöglich, sie in zwei Tagen zu erfüllen. Zuerst muß man nach dem Versteck der Hirsche suchen. Dann überlegen, wie man einen fangen kann." Sagt Kakak nicht, es gäbe viele Spuren am Rand des Dorfes?" "Ja. Gewiss gibt es viele Spuren auf den Feldern, daß sie Blätter von *singkong, mentimun* und *semangka* essen. Aber die Hirsche leben frei im Urwald." "Aber Kak Sengkay kennt den Urwald um unser Dorf gut. Wo ist ein Wald, in den Kak nicht schon gegangen ist?" "Du bist starrsinnig." "Ich möchte einen Hirsch mit einem Horn." "Mit einem Horn?" "Ich meine mit zweien, aber noch nicht verzweigt. Dann kann er eine Verzierung für unsere Wand sein. Oder ein Haken für Messer ... " "Dein Wunsch wird mir immer seltsamer." "Damit dies ein Zeichen wird für unser Kind. Das Horn eines jungen Hirsches, das noch nicht verzweigt ist."

"Ich sagte doch schon, es ist schwer, solch einen Hirsch zu finden." "Aber Kak Sengkay mag die Bitte erfüllen, die Bitte von Pune?"

Hoffnungslos schritt der junge Mann weiter in Richtung auf die höheren Berge. Er bewegte die Last des Gesprächs in sich. Er wollte gern schnell auf den Hirsch treffen, den er jagen konnte. Er murmelte in sich hinein: "Wenn ich auch in dem Tal den Hirsch nicht treffe, kehr ich zurück. Vielleicht treffe ich übermorgen auf ihn. Also jage ich weiter ..."

Von der Höhe aus konnte er das Tal unten sehen. Er kletterte auf einen Baum, um klar umherzuspähen. Weit unten lag das Tal mit seinen noch jungen Bäumen. Doch plötzlich erinnerte der junge Mann sich an einige Geschichten über dieses Tal. Sein Nackenhaar stellte sich aufrecht. Doch er unterdrückte das Gefühl des Unheimlichen. Er stieg vom Baum und verließ vorsichtig den Hügel, um ins Tal zu gelangen.

Er erinnerte sich gleichzeitig an das Gespräch mit seiner Frau. "Kak Sengkay, nimm keinen Jagdhund mit. Pune möchte einen unversehrten Hirsch, nicht angeritzt von irgendeiner Wunde." "Sehr seltsam ist dein Gedanke und dein Wunsch. Wie soll ich einen Hirsch fangen ohne einen Jagdhund?" "Mit einer Schlinge oder mit deinen eigenen Händen." "Bei einer Schlinge dauert es vielleicht lange. Nur mit den Händen wird es sehr schwierig. Wie denn soll ich mich einer Beute wie einem Hirsch nähern. Das Waldtier ist zu empfindlich gegen den menschlichen Geruch." "Kakak ist sehr klug. Als Kakak mich gewonnen hat als seine Frau, sagte er immer, er wolle mir jeden Wunsch erfüllen. Und schon beginnen die Ausflüchte. Wo ist deine Liebe von früher?" "Das Problem ist nicht die Liebe, sondern deine Logik. Du wünschst etwas ohne gesunden Verstand." "Das ist der Wunsch unseres Kindes. Deines eigenen Kindes, Kak Sengkay. Wenn Kakak sein eigenes Kind nicht liebt, sei es denn so."

Der junge Mann schritt weiter voran. Den Tag über hatte er die Spuren in der feuchten Erde verfolgt. Aber die Spuren der Hirsche waren schwer zu unterscheiden von denen der Schweine oder der Wildschweine. Die Spuren der Hirsche verschwanden schnell, denn sie mochten die feuchte Erde nicht. Die Hirsche hielten sich lieber im jungen Wald auf oder auf verlassenen Feldern. Gewöhnlich sammelten sie sich auf grasigen Ebenen. Von dort betraten die Herden gewöhnlich bei dunkler Nacht die Felder. Sie fraßen gern die jungen Reisspitzen oder die frischen singkong-Blätter ab. Aber Hirsche bewegen sich gern, sie sind nicht wie die Schweine, die wenn sie satt sind oder Junge haben mehrere Tage in einem Gebiet bleiben. Wenn die kleinen Schweine zehn Tage alt sind, bewegt die Gruppe sich mit der Kinderschar weiter. Aber Hirsche sind nicht so. Gerade geboren, kann das Hirschjunge schon weglaufen.

Der junge Mann schritt immer weiter zum Tal hin. Flügelschlag und Stimmen der Vögel zeigten hörbar den Spätnachmittag an. In zwei Stunden würde es gewiß dunkel sein. Der junge Mann war sichtlich bekümmert, denn um nach Haus zu gelangen benötigte er etwa zwei Stunden schnellen Laufs. Und eigen-

tlich war er entschlossen, einfach zurückzukehren, da er nach ungefähr drei Tagen auf keinen Hirsch getroffen war. Aber die Worte seiner Frau klangen noch in seinem Ohr: "Wenn Kak Sengkay Pune liebt, muß er den Hirsch fangen. Wenn nicht ... " "Wenn nicht?" wiederholte er die Worte seiner Frau. Und so schritt der junge Mann einfach weiter. Drei Tage schon durchstreifte er den Wald, aber noch gab es kein Anzeichen von Hirschen, die sich fangen lassen wollten. Die Spuren, auf die er getroffen war, verschwanden einfach, manchmal traf er auf eine neue Spur, aber auch die verlief sich undeutlich. Am Ende entschloß sich der junge Mann, das Tal zu durchstreifen, weil er von dort in südlicher Richtung heimkehren konnte, auch wenn er dort auf keine Spur traf. Zwei Nächte und drei Tage hatte er nun den Wald durchstreift. Zwar sträubten sich seine Nackenhaare, doch er sah sich immer weiter in das Tal hineinschreiten. In den letzten Strahlentupfern der Sonne waren dort auch keine Hirschspuren sichtbar. Die Stimme des Winds und die fallenden Steine machten den jungen Mann sich plötzlich hinsetzen. In der Tat kannte er diese Gegend als eine von bösen Geistern besessene, viele Geschichten der Dörfler erzählten von dem tiefen Tal als einem, das keiner durchschreiten durfte. Und erneut fühlte der junge Mann sich erleichtert, da er in südlicher Richtung wanderte und nicht die Tiefe des Tals berührte. Die zuvor ihm stickige Luft atmete er nun tiefer ein in der freien Ebene. Der junge Mann nahm den kürzesten Weg durch den jungen Wald vor sich. Seine Schritte wurden sichtlich langsamer, einen Fuß nach dem anderen setzte er nun wiegend.

Es war ungefähr fünf Uhr. Nun wollte er eilends den geraden Weg zum Dorf finden. Bei dem jungen Unterholz westlich vom Dorf traf er an einer Biegung gen Süden auf einen kleinen Fluß, den er überqueren mußte. Ziemlich weit im Süden lag der kleine Salzwassersee Sopan, aus dem gewöhnlich die Herden der Hirsche tranken. Doch als er am ersten Tag dort in der Nähe war, war keine Spur zu sehen. Und der junge Mann schritt weiter, als verfolge er ein unsichtbares Ziel.

Fackeln und Rindenleuchten wurden entflammt, als der junge Mann Sengkay auch in der dritten Nacht noch nicht heimkehrte. Pune und alle im Langhaus fühlten Angst. Alle fürchteten sich, da es ein schlechtes Zeichen war, wenn der junge Mann auch in der dritten Nacht noch nicht heimkehrte. "Wir werden auch bei Nacht suchen", sagte Pak Petinggi, "wenn Sengkay auch in einer Stunde noch nicht zurückkommt." "Ja, wir müssen ihn finden", antwortete Pak Manan,, "es ist ungewöhnlich,, daß ein Jäger unseres Dorfes nicht innerhalb von drei Tagen wiederkommt." Die Stimmen waren sich einig, Sengkay im tiefen Wald zu suchen. Während Pune an der Türöffnung schluchzte, hörte sie die Stimmen der Männergruppe, die ihren Mann suchen wollte. Sie fühlte sich schuldig, weil sie ihren Mann um etwas Schwieriges gebeten hatte. Fast eine Stunde warteten die Männer des Dorfes. Tiefe Schwärze war über dem Langhaus und der Umgebung. Schwarz die Schatten wie die Bewegung angreifender Geister. Die Fackeln und angezündeten Rindenhölzer erweckten die

Stimmung früherer Kriegszüge. Es war eine besondere Atmosphäre, wie sie einem schrecklichen Kampf voranging.

Plötzlich schrie jemand an der Straßenecke. Aus dem Finsteren erschien der Umriß eines Körpers, der sich quälte, eine ungemein schwere Last zu ziehen und zu schleppen. Sogleich sprangen Petinggi und einige junge Leute in Richtung des Schreis. Es schien so, als mache der Schatten aus dem Dunkel ihnen Angst. Denn sie entzündeten mehr Fackeln, die schwach und wirr leuchteten, und zugleich schrien sie: "Sengkayyy!" Sie stürzten in Richtung auf den jungen Mann und halfen ihm mit der Last, die er trug. Tatsächlich schleppte er eine etwa fünf Meter lange Reisschlange. In der rechten Hand hielt er einen Rotanstrick und führte daran einen jungen Hirsch. Ihm hatte er die Augen mit einem Tuch verbunden und ihn mit Blättern versorgt, damit er ihn lebendig hinter sich herziehen konnte.

Pune zuckte sichtlich zusammen, als eine Stimme den Namen ihres Gatten rief. Von der Veranda aus sah sie ihn, sichtlich müde, doch aus seiner Seele spürte sie einen leuchtender Sieg hervorkommen. Dann hörte sie die Stimme des jungen Mannes. "Ich bringe den jungen Hirsch, den du wolltest, Pune. Ich bringe auch eine Reisschlange von fünf Metern. Die Schlange fiel den jungen Hirsch am Ufer des Salzteichs im Urwald an. Bist du nun zufrieden... ?" Die Frau war einige Zeit still. Dann lehnte sie sich nachdenklich an die Schulter ihres Mannes. "Danke, Kak Sengkay. Nun braucht Pune weder Hirsch noch Reisschlange. Kak, Pune braucht nur dich allein." "Aber du wolltest das vor vier Tagen." "Das war vor vier Tagen. Jetzt möchte Pune nur Kakak. Möchte ein Fest für Kakak." "Und der junge Hirsch?" "Pune möchte nur Kakak. Geh nicht mehr weg, ja?" Die junge Frau weinte vor Aufregung. Unter ihrem Schluchzen hörte ihr Mann sie wiederholen: "Pune will nicht, daß Kak Sengkay nochmal weggeht. Pune will nicht, daß der Vater des Kindes, das Pune trägt, weggeht ..." "Du bist seltsam, Pune." "Ich bereue, Kak. Pune bereut solche Lebensäußerung. Pune ist zu egoistisch ..." "Aber was ist mit unserem Kind?" "Das wichtigste ist, daß Kakak nicht mehr jagen gehen muß." "Aber ..." Die Worte brachen da ab. Die beiden lächelten einander an. Von draußen, vom Hintergrund des Langhauses waren die erregten Stimmen der Menschen zu hören, die erstaunt den Hirsch mit verbundenen Augen anschauten. Beinah auf einmal formte sich aus ihren Mündern murmelnd eine einzige laute Stimme, die sich in alle Richtungen verbreitete. " Seltsam, eine Reisschlange von solcher Größe muß man totschlagen. Und der junge Hirsch ist wie ein zahmes Tier. Seltsam ..."

Aus: *Horison* XVIII, Übersetzung: Helga Blazy)

Suryatini N. Ganie

Die Banjar-Küche

Banjarmasin, die Hauptstadt der Provinz Südkalimantan (eine Region, die auch unter dem Namen Banjar bekannt ist), ist ein aufstrebendes Handelszentrum. Seit Jahrhunderten treiben die Banjaresen Handel mit anderen Inseln des indonesischen Archipels wie auch mit Zentren jenseits der Südchinesischen See auf dem asiatischen Festland. Häufig wagten sie sich bis zu den chinesischen Häfen.

Neben den Zinnminen in Kalimantans weiten Wäldern beziehen die Banjaresen ihr Einkommen auch aus wichtigen Diamant- und Halbedelsteinminen bei Martapura am Baritofluß. Wegen seiner strategisch günstigen Handelslage hat Banjarmasin viele Menschen von anderen Inseln angezogen, vor allem von Südsulawesi (Bugi-Händler) und vom überbevölkerten Java. Kalimantan ist zu einem Schmelztiegel der Kulturen geworden - und damit auch der Küchen. Die banjaresische Küche ist weitgehend eine Kombination von lokalen Ingredienzien und weitgestreuten Würzmethoden, da die Banjaresen Ideen und Zutaten aufgenommen haben, die ihren eigenen schmackhaften Speisen Würze gaben, besonders von Händlern und Seefahrern aus dem Mittleren Osten und China, für die Banjarmasin ein beliebter Handelsplatz war.

Es ist voraussagbar, da die Häuser von Banjarmasin weitgehend über den Kanälen erbaut sind, die die Stadt durchziehen, daß Fisch die Attraktion auf den lokalen Märkten ist und Garnelen besonders bevorzugt werden. *Udang banjar berkecap*, Garnelen in süßer Sojasauce, ist ein für Banjars gemischte Küche typisches Gericht.

Udang Banjar Berkecap (für vier Personen)

Zutaten:

500 g große Garnelen	20 g Ingwer, zerdrückt
1 Eßlöffel Salz	3 Knoblauchzehen
1 Eßlöffel Tamarindenmus	6-8 Schalotten
2 Eßlöffel rote Chilipaste	2 Limonen-Blätter
süße Sojasoße	1 Löffel gehackte *kemangi*-Blätter
20 g Galangawürzel, zerdrückt	250 ml Öl

Zubereitung: Garnelen in Salz und Tamarindenmus marinieren (15 min), dann braten, bis sie rötlich werden. Schalotten und Knoblauch anbraten, Chilipaste, galangal, Ingwer, *purut lime*- und *kemangi*-Blätter hinzufügen, einige Minuten unter Rühren braten lassen. Süße Sojasoße hinzufügen und nach Bedarf salzen. Die Garnelen hineingeben und alles gut vermischen. Heiß servieren mit gehackten *kemangi*-Blättern und *sambal* nach Belieben.
(Aus: *Garuda-Magazine*)

Peter Linde

Der Vorzeichenglaube der Dayak

Der die Vorzeichen beachtende und suchende Dajak ist der Mensch am Scheideweg. Er befragt die Omina in allen wichtigen Entscheidungssituationen des Lebens: Vor und während gefährlicher und den Seelenfrieden störender Unternehmungen; bei Krankheiten, in Krisen und Zweifelsfällen aller Art.

Vorzeichen geben Hinweise auf günstige Zeiten und Gelegenheiten für alle wichtigen Unternehmungen. Sie sagen dem heilsuchenden Menschen, aus welchen Hölzern und Steinen er sich seine "Glück und Vorteil" bringenden "Zaubermittel" herstellen muß, und wo sie zu finden sind[1]. Auch warnen die Vorzeichen vor drohenden Gefahren, besonders vor einem bevorstehenden Angriff von Kopfjägern[2]. Die Vorzeichen geben Aufschluß darüber, welchen Platz man zum Anlegen eines Reisfeldes oder zum Bau eines neuen Hauses wählen soll, und sie warnen rechtzeitig, wenn die getroffene Entscheidung nicht richtig war und man den Platz lieber wieder verlassen sollte, um eine schlechte Ernte oder sonstiges Unglück zu vermeiden[3].

Weil die oberste Maxime des Dayak die Wahrung seines Seelenfriedens ist, weil er sich (wie natürlich jeder Mensch) ständig vor seiner Seele, das heißt vor sich selbst rechtfertigen muß, will und kann er die Verantwortung für sein Leben nicht allein tragen. Er delegiert sie an die Gestalten seiner Religion: An Geister und Götter und an die von den Ahnen überkommenen Regeln der traditionalen Lebensordnung (*adat*). In der *adat* sind auch die allgemein gültigen guten und schlechten Vorzeichen festgelegt, welche den Menschen als Winke des Himmels in Zweifelsfällen die Entscheidung abnehmen. Die Vorzeichen sagen ihm, ob er eine besondere Unternehmung oder ein Werk beginnen soll und wie er dabei vorzugehen hat. Nieuwenhuis schreibt: "Da auch ein sorgfältiges Befragen und Befolgen der Vorzeichen den Bahau nicht genügend erschien, um sich Tamei Tingeis Wohlwollen und somit ein glückliches Leben ohne Krankheit und Unglück zu verschaffen, erfanden sie ein System von Verbotsbestimmungen, eine religiöse Adat, die ihnen zwar jede Freiheit des Handelns benimmt, ihren ängstlichen Gemütern jedoch eine große Beruhigung gewährt"[4].

Das Vorzeichensystem sichert auch die soziale Anerkennung eines Rückzuges ohne Gesichtsverlust. Wenn man sich nicht danach fühlt, mit sich noch nicht ganz im Reinen ist, darf man ein schlechtes Vorzeichen vorschützen, um von einem Entschluß zurückzutreten. Wir handeln hier von einer Gesellschaft,

in der die Konsequenz um jeden Preis kein absoluter Wert ist. Man darf sogar wieder umkehren, wenn man schon auf dem Weg aufs Reisfeld oder auf einer Handelsreise ist, und niemand denkt sich etwas dabei. Meist genügt dann eine ebenfalls adatgerechte, zum Vorzeichensystem gehörende mehrtägige Ruhe- und Besinnungspause (*meloeh*)[5], in der man es sich noch einmal überlegen kann, um dann eventuell nach einem guten Vorzeichen erneut aufzubrechen.

Den Kajan teilen "gute Geister des Apu Lagan durch die Vermittlung von Tieren und auffallenden Ereignissen den Willen und die Pläne des Allvaters mit"[6].

Nach Harderland kommen die Vorzeichen von den Sangiang und der Djata[7]. Diese sind aber die gestalthaft verdichtete Totalität der Ahnen. Nach Schwaner sind die Vorzeichen warnende Seelen der Ahnen[8].

Elshout und Mallinckrodt unterscheiden zwischen "zufälligen" und "gesuchten" Vorzeichen. Zufällige, durch die Geister gegebene Vorzeichen sind es beispielsweise, wenn jemand auf Reisen gehen will und über die Türschwelle stolpert, oder wenn er beim Hinausgehen mehrere Male niesen muß. Dadurch gerät er in einen "*sial*-Zustand". Er weiß jetzt, daß er die Reise noch nicht antreten, sondert erst einmal abwarten sollte[9].

Was die zweite Kategorie, die "gesuchten" Vorzeichen betrifft, so sind dies vor allem Tiere, sogenannte "Vorzeichentiere", die man in Zweifelsfällen um Rat fragt. Dies sind: "Schlangen, Krokodile, Fische, Schildkröten, Bienen, Hirsche, der rote und der graue Affe und eine Art des fliegenden Hundes"[10]. Insbesondere aber sind es die Vögel deren Flug und Schrei den ratsuchenden Menschen vorbedeutend sind. Die wichtigsten Omenvögel sind: der braune Falke (*Ngaju-Dayak antang, kenya pelaki*), die Honigvögel (*Kayan telanjang*) und eine Trogonart.

Die meisten Deutungen der von den Vögeln gegebenen Vorzeichen richten sich danach, ob sie "rechts oder links vom Beobachter auffliegen oder ihre Stimme hören lassen". Plant man eine Reise, dann ist das Omen am günstigsten, wenn der *antang* in die betreffende Richtung fliegt. Bei den Ngaju-Dayak werden die Omenvögel auf dem Dorfopferplatz gefragt, bei den Kenja auf einem kleinen Hügel hinter dem Dorf.

Von den Missionaren, aber auch von Ethnologen und anderen Europäern, die mit den Dayak zu tun gehabt haben, wird die die Initiative und den Fortschritt hemmende Wirkung der Vorzeichen oft beklagt[11]. Die Ruhepflicht nach dem Empfang eines schlechten Omens hat die Pläne manches europäischen Reisenden durcheinander gebracht. Nieuwenhuis konnte seine Reise tagelang nicht fortsetzen, weil die *Kayan*, die ihn begleiten sollten, erst auf günstige Vorzeichen warten wollten[12]. Es ist anzunehmen, daß die Dayak mit ihren Vorzeichen gegenüber den Europäern Politik gemacht haben. Wie man es gerade brauchte, sah man gute oder schlechte Vorzeichen.

Bei den Ngaju-Dayak wartet man bis zu drei Tagen auf das Erscheinen des *antang*. Schwaner schreibt, es könne acht Monate dauern, bis man alle für eine geplante Reise oder einen Kriegszug erforderlichen günstigen Vorzeichen beisammen hätte. Glaubt man dann glücklich soweit zu sein, um endlich aufbrechen zu können, kann ein einziges schlechtes Omen alles wieder zunichte machen. Man muß mehrere Tage warten, bis sich wieder ein günstiges Vorzeichen zeigt, oder man gibt die Reise ganz auf. Selbst wenn ein Reisender schon auf dem Weg ist, kann die Begegnung mit einem ungünstigen Omen ihn dazu bewegen, wieder umzukehren. In gleicher Weise werden Felder wieder aufgegeben, auch wenn ihre Bearbeitung schon weit fortgeschritten ist. Sogar ein mit viel Mühe gebautes Haus wird manchmal wegen eines schlechten Vorzeichens kurz vor der Vollendung wieder aufgegeben. Alle Arbeit war umsonst. Man sucht sich ein neues Feld, einen neuen Bauplatz und beginnt von vorn.

Es kommt auch vor, daß Ehen unter dem Einfluß ungünstiger Vorzeichen kurz nach der Hochzeit wieder auseinandergehen[13]. Doch lassen sich fast alle ungünstigen Vorzeichen neutralisieren oder unschädlich machen, indem man der beruhigten Seele in einer Ruhepause Gelegenheit gibt, sich zu besinnen und sich von einem guten Vorzeichen wieder ermutigen zu lassen. Auch kann man den Träger eines ungünstigen Vorzeichens anrufen oder den Schrei eines Omenvogels durch Gongschlagen übertönen und so das vorbedeutete Unheil abwenden.

Bei den Iban wird auch das wichtigste Unternehmen nach einem ungünstigen Vorzeichen abgebrochen[14]. Zeigen sich bei der Befragung des *antang* zur gleichen Zeit zwei Vögel, die von verschiedenen Stellen kommen, so bringt das Unglück. "Die Vorzeichen klemmen sich", wie der Dayak sagt. Hier manifestieren sich in den Vorzeichen zwei verschiedene entgegengesetzte Strebungen oder Interessen. Der Mensch ist in Entscheidungsnot, deshalb gibt der Dayak in einem solchen Fall sein geplantes Vorhaben auf[15]. Er handelt nach der Erfahrung, daß ein solches nur gelingen kann, wenn man seiner Sache ganz sicher ist. Der Dayak fürchtet, wenn er etwas wider besseres Wissen oder gegen seine Überzeugung tut, d. h. er gerät in eine allgemeine Unglücksdisposition zu geraten. Da der Mensch diese Gewißheit nur selten aus sich selbst heraus haben kann, soll ihm das Vorzeichen die Entscheidung abnehmen.

Aus der Idee der sich klemmenden Vorzeichen kann man schließen, daß, was heute als schlechtes Vorzeichen erscheint, morgen keins zu sein braucht oder geflissentlich übersehen wird, bzw. solange manipuliert wird, bis es durch ein gutes Vorzeichen aufgehoben wird. Letzteres wird auch von Zimmermann bestätigt[16].

Die Vorzeichen sind also Inbegriff der dinglichen Autorität oder der Autorität der Notwendigkeit und somit Entscheidungshilfe in einer Welt, in der es die persönliche oder befehlende Autorität nicht gibt. Als solche können die Vorzeichen nur bestätigen, bewußt und "fest" machen, was der Betreffende ohnehin gewußt und gewollt, bzw. nicht gewollt hat. Der Mensch ist ja nicht nur

einer, sondern unendlich viele, und dementsprechend mannigfach können seine Neigungen und Abneigungen sein. Wer keine richtige Lust hat, am Morgen ins Reisfeld zu gehen, der wird sicher irgendwo ein schlechtes Vorzeichen erblikken, welches ihm vor sich und vor den anderen die Rechtfertigung gibt, heute zu Hause zu bleiben.

Auch Träume gelten als Vorzeichen[17]. So sagte eine Frau, die ehebrüchig geworden war, sie hätte nur ausgeführt, was ihr im Traum befohlen worden sei. W. O. Krohn sagt dazu "Manchmal scheinen Träume nur als Entschuldigung erfunden zu sein"[18].

Um den *antang* zu befragen, werden im Abstand zwischen 100 bis 1000 Fuß zwei Pfähle gepflanzt, von denen der eine Glück und der andere Unglück bzw. ja oder nein bedeuten soll. Je nachdem, wie der Vogel darüber hinfliegt, fällt das Vorzeichen aus. Die Pfähle heißen *rahasan*[19], was uns eine Dehnform von Ngaju-Dayak *rasa* = Meinung, Ansicht, Gefühl, Quecksilber zu sein scheint. Meinung und Gefühl des Menschen sind so schwankend wie Quecksilber. Indem der *antang* die Pfähle kreuzt, soll er dem Menschen die Entscheidung abnehmen.

Zimmermann nennt die Vorzeichen "Halbgötter"[20]. Sie fallen damit in die Kategorie der "Augenblicksgötter", was wohl für das Heilige bei Naturvölkern schlechthin gilt, das nicht ständig präsent ist, vielmehr nur in Krisenzeiten bei Bedarf angerufen und immer wieder neu gestiftet wird.

Anmerkungen:

1. Scharer, Hans: Die Gottesidee der Ngadjoe-Dajak, Leiden 1946, S. 136
2. Elshout, J. M.: De Geneeskunde der Kenja-Dajak, Amsterdam 1923, S.65
3. Schwaner, C. A. L. M: Borneo, Amsterdam 1853, S. 181
4. Nieuwenhuis, A. W.: Quer durch Borneo, Leiden 1904/1907, S. 109
5. Mallinckrodt, J.: Ethnographische Mededeelingen over de Dajaks, Den Haag 1924, S. 570
6. Nieuwenhuis, A. W.: Quer durch Borneo, Leiden 1904/1907, S. 108
7. Hardeland, A.: Dajacksch-Deutsches Wörterbuch, Amsterdam 1859
8. Schwaner, 1853, S. 61
9. Mallinckrodt, J., 1924, S. 567; Elshout 1923, S. 60
10. Zimmermann, Ph.: Studien zur Religion der Ngadju-Dajak, 1911, S. 368
11. Schwaner, 1853, S. 180f.
12. Nieuwenhuis, 1904/7, S. 432f.
13. Elshout, 1923, S. 63
14. Stöhr, W. und Zoelmulder, P.: Die Religionen Indonesiens, Stuttgart 1969, S. 36
15. Hardeland, 1859, S. 86
16. Zimmermann, 1911, S. 368
17. ders. S. 570
18. Krohn, W. O.: In Borneo Jungles, Indianapolis 1927, S. 171f.
19. Hardeland, 1859, S. 13
20. Zimmermann, 1911, S. 368

Porträt einer Dayak-Lady

von Solvay Gerke

Erstmals traf ich sie in einem kleinen, abgelegenen *warung*, eher einer einfachen laubbedeckten Hütte am Mahakam. Als ich mich auf die rohgezimmerte Bank gesetzt hatte, erschien sie und drückte ihre Aufregung und Freude über den fremden Gast mit lauter Stimme aus. Es stellte sich heraus, daß sie eine Tunjung Dayak von adliger Abstammung war. 1989 kam sie auf Befehl der Provinzregierung an diesen Ort; dort, am Rande des Rimbayu-Transmigrations-Gebiets sollte eine künstliche Dayak-Siedlung mit einigen zwanzig Familien und einem traditionellen Langhaus errichtet und Dayaktänze für die Touristen aufgeführt werden. Sie wurde sogar Leiterin der Tanzgruppe und hatte schon Vorstellungen vor deutschen Würdenträgern gegeben, die das dortige GTZ-Projekt besucht hatten. In mehreren Gesprächen erzählte sie mir ihre interessante Lebensgeschichte. Durch ihre Augen begann ich, Ost-Kalimantan in einem anderen Licht zu sehen.

Aneu, so ihr Dayak-Name, wurde zur Zeit der japanischen Besetzung in einem Langhaus im Dorf Muara Amoyo geboren, etwa 55 km von ihrem jetzigen Wohnort entfernt, doch wenn man den Windungen des Flusses folgt, braucht man noch heute mehrere Tage mit dem Schnellboot. In der Trockenzeit ist die Region ganz unzugänglich. In Aneus Jugend war die ganze Region noch von tropischem Regenwald bedeckt.

Die Tunjung Dayak sind eine wenig bekannte Volksgruppe, die in vier Dörfern am mittleren Mahakam (Kutai-Distrikt) siedelt. Das Dorf, in dem Aneu aufwuchs, bestand aus etwa 360 Haushalten, wenngleich ein großer Teil der Bevölkerung an wechselnden Orten in den Bergen lebte. Während ihrer Kindheit trug man keinen *sarung*, sondern Kleidung aus Baumrinde; ihre Großmutter konnte diese Kleidung noch herstellen. Aneu erinnerte sich in den Gesprächen oft und gern an die Großmutter - eine kenntnisreiche und würdige Frau, die noch alle Fertigkeiten der Dayak besaß, die Aneu nie richtig gelernt oder wieder vergessen hatte. Aneu imitierte das „tong, tong, tong“ der Werkzeuge beim Rindensammeln, das nachmittags von überall im Wald widerklang; sie zeigte, wie die Dayak trockene Stöcke aneinanderrieben und so Feuer machten; sie erzählte von den ganz anderen Eßgewohnheiten: Die Dayak aßen gern Schwein und - sie flüsterte hier - hielten sogar Hunde. Da sie kein Salz hatten, kochten sie das Essen mit einer Holzart als Ersatz. Und von klein an rauchten bei ihnen Jungen und Mädchen.

Aneu war nicht das einzige, aber das erste Mädchen aus dem Dorf, das einen malaiischen Kutai heiratete. Seit langem gab es Handelskontakte zwischen den Berg-Dayak und den Kutai im Flachland. Zuweilen besuchten Kutai ihr Dorf auf Suche nach Obstgärten und Gold, und bei diesen Kontakten lernte sie indonesisch. Ende der 50er Jahre heiratete sie zunächst nach Dayak-*adat*; ihr Ehemann mußte einen Brautpreis von 550 *rupiah* zahlen. Sie folgte ihrem Mann nach Kota Bangun, trat zum Islam über, heiratete nach islamischer Sitte und bekam den Namen Kamsiya. Es amüsierte sie, daß sie durch die religiöse Zeremonie zu einer Kutai wurde. Doch mit dem Kutai-*adat* hatte sie ihre Schwierigkeiten.

„Heutzutage wissen die Dayak, was es heißt, muslimisch zu heiraten. Aber beim ersten Mal war es noch schwierig. Das Essen, das ich kochte, war nicht rein, solange ich nicht muslimisch war. Danach durfte ich meine Eltern nicht mehr besuchen, weil ich ihr Essen nicht mehr essen durfte. Sehr schwierig, denn wenn wir in unser Dorf gehen, müssen wir dort auch essen. Wie konnte man eine solche Person heiraten (sie lacht laut). Ich war ans Rauchen gewöhnt. Nun wurde es mir verboten. Wenn ich rauche (hier flüstert sie), schäme ich mich.“

Aneu gab ihre Dayak-Identität nicht völlig auf. Doch der Schrecken ihrer ersten Jahre in der Kutai-Gesellschaft stand ihr ins Gesicht geschrieben, als sie sich erinnerte. Sie mußte sich ganz der Autorität ihres Mannes unterwerfen, dessen Macht durch die große islamische Tradition sanktioniert war. Alle Kontakte mit ihrer eigenen ethnischen Gruppe waren verboten, sie durfte ihre Eltern nicht besuchen, und ihr Wissen und ihre Weisheit wurden lächerlich und nutzlos gemacht. Auch heute noch sind Ehen zwischen Dayak und Kutai nicht sehr häufig. Obwohl fast 30 % der Ehen in den Transmigrationsgebieten interethnisch sind, wird doch der größte Teil zwischen Javanern und Kutai geschlossen.

Drei Monate nach der muslimischen Hochzeit nahm ihr Mann sie mit zur Provinzhauptstadt Samarinda, damals noch eine kleine Stadt mit ca. 15.000 Einwohnern. 1990 erst wurden Samarinda und Kota Bangun durch eine Straße verbunden; die Reise mit Schnellbooten dauerte etwa zehn Stunden; damals brauchten sie für die Strecke zwei Tage und eine Nacht. Aneu erlebte beim Erzählen die Reise wieder, drückte ihr Erstaunen mit lauten Ausrufen aus und unterstrich ihre Worte mit Gesten und rollenden Augen:

„Ich saß ganz vorne im Boot. Ah, ich war so erstaunt, all die Dörfer zu sehen, hier eins, da eins. Ich fragte die Leute, wie die Dörfer hießen. Als wir in Tenggarong ankamen, *wah*, ich war vollkommen betäubt. Oh, ich sah den Ort, und man zeigte mir den *kraton*, den *kraton* (flüsternd), das Zentrum des Königreichs. Um vier kamen wir dann in Samarinda an. *Wah*, so erstaunlich war alles in Samarinda! Ich hatte noch nie ein Auto oder ein *becak* gesehen, und wirklich

unglaublich - die Straßen von Samarinda. Ich war ganz durcheinander... Dann lud mein Mann mich zu einer *becak*-Fahrt ein, ich sah das Gefährt, *wah* (lachend). Mein Mann war ein Bürokrat, ein Beamter. Er schämte sich über mein Verhalten. Die Dayak sind so - es ist schwierig - versuche mal in den Wald zu gehen, wenn du in der Stadt geboren bist. Du wärst da verloren. Wenn ich aber im Wald bin, geht es mir gut. Ich bin stark."

Die Dayak sollen sich in allen Lebensbereichen anpassen. Als „Nur"-Dayak werden sie als weniger entwickelt und ohne Religion angesehen. Diese Sichtweise muß nicht notwendig zu aktiver Diskriminierung führen, doch die Haltung von kultureller Überlegenheit ist bei den Malaien nur zu offensichtlich. Nach Aneus Ansicht sind beide ethnischen Gruppen gleichwertig. Zuerst gab es nur ein Königreich, das später unter vier Herrscher geteilt wurde: Der älteste war Raja Tunjung, der zweite Raja Wahau, der dritte Raja Tenggah und der vierte Raja Kutai. Das Dayak- und das Kutai-Königreich sieht sie als gleich bedeutsam an. Vielleicht habe gar der König der Dayak als ältester Vorrang. Würde Aneu heute all die Dayak-Schnitzereien in Tenggarong oder Samarinda sehen, wäre sie wohl kaum überrascht, denn ihre Kultur erscheint ihr gewiß nicht geringer als die der Kutai. Erstaunlich ist es aber, daß man als offizielle Symbole der Provinz Ostkalimantan die der recht unterschiedlichen und weniger als zehn Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachenden Dayak wählte. Das Argument, man habe die Symbole der ursprünglichen Bevölkerung gewählt, ist nicht ganz überzeugend. Schließlich existierte dort schon im fünften Jahrhundert ein hinduistisch-malaiisches Königreich, wie Steininschriften, die man bei Muara Kaman fand, bezeugen, und der frühere Adel des Kutai-Staates von Tenggarong dominiert noch immer die Provinzverwaltung. Vielleicht kann man zur Erklärung den besonderen Status der malaiischen Sprache und Kultur in Indonesien heranziehen. Das Indonesische leitet sich aus dem Malaiischen her. Doch darf die nationale Sprache und Kultur nicht mit nur einer ethnischen Gruppe und ihrer kulturellen Tradition verbunden werden, sondern leitet ihre einigende Kraft von ihrem Status als Meta-Kultur ab, die ethnische und lokale kulturelle Grenzen übersteigt.

Es ist eine lange Wanderung von einer Kindheit in einem Dayak-Langhaus bis zu Überlegungen zur kulturellen Symbolik des indonesischen Staats. Die Dayak-Lady verhalf mir dazu, beides bedenken zu können. (Aus: „Indonesia and the Malay World" 72, 1997. *Übersetzung und Zusammenfassung: Helga Blazy*)

Heute vor 60 Jahren...

Soetan Sjahrir

Aus den Briefen

Soetan Sjahrir wurde 1909 in Sumatra geboren. Er studierte Jura in Leiden. 1932, noch vor Ende des Studiums wurde er von seinen Anhängern zurückgerufen und wurde Vorsitzender der Pendidikan Nasional Indonesia, einer Partei, die einen politischen und kulturellen Rahmen bilden wollte. Wegen seiner Aktivitäten in der PNI wurde Sjahrir 1934, als er zu seiner Frau, Maria Duchâteau, nach Holland fahren wollte, gefangengenommen und nach Boven-Digoel (Neuguinea), später nach Banda-Neira verbannt. Von dort schrieb er einige hundert Briefe an seine Frau. 1942 wurde Sjahrir von den Japanern befreit. 1945 schloß er sich der Nationalen Freiheitsbewegung an. Er wurde Ministerpräsident und vertrat sein Land im Sicherheitsrat. 1947 brachten linke Gruppierungen ihn zu Fall; 1959 wurde seine Partei verboten. 1966 starb Sjahrir in der Schweiz.

5. Sept. 1937. (...) Ich habe die Vermutung, daß auf Digoel erstmals Veränderungen stattfinden. Die letzte Deportation, über die nun Berichte in den Zeitungen erschienen sind, betrifft keine politisch Verbannten, sondern gewöhnliche Missetäter, nämlich die sogenannten Räuber von Magetan. Digoel dürfte dadurch einen ganz anderen Charakter bekommen. Bisher wurden Räuber stets vor den Richter gebracht und bestraft. Dies dürfte nun das erste Mal sein, daß die Regierung in solch einer deutlich kriminellen, rechtlichen Angelegenheit selber den wahren Richter spielt und die Sache der Justiz entzieht. Unsere Jungen schreiben mir, daß es ganz einfache, biedere Dörfler sind, das Gegenteil von kriminellen Typen. Das ist der beste Beweis, daß die Raub- und Mordzüge in Magetan einen sozialen Hintergrund haben. Das wird übrigens auch allgemein zugegeben: Raub und Mord als reaktiver Widerstand gegen Behördenzwang und Willkür.

Da die Regierung das nun eingesehen hat, sind diese nicht-politischen Internierungen wohl begreiflich. Dabei ist ja auch im Grunde keine Rede von Missetätern, sondern von einer Art Aufständischer gegen die Macht, wie es sich bei ihnen anbietet. Aber es ist wieder typisch für die Presse in Indonesien, sowohl für die kolonial-europäische wie für die indonesische und chinesische, daß sie

über diese Frage kein Wort geschrieben hat. Es war wieder nur die NRC in Holland, die eine Betrachtung darüber angestellt hat. Wie auch - ein Internierungscamp ist in diesem kolonialen System vollkommen logisch, das muß ich zugeben. Solange die Kolonialpolitik keine Chance sieht, um die Ursachen der sozialen Unruhe, die in den Grundlagen unserer Volkswirtschaft, in den kolonialen Verhältnissen wurzelt, zu verändern, so lange muß sie wohl internieren, d.h. die Krankheitssymptome herausschneiden, unterdrücken, die Symptome als die Krankheit selbst erscheinen lassen, obwohl sie es besser weiß. Die Kolonialregierung ist nicht imstande, die Krankheit selbst anzugehen und zu heilen, solange die Kolonialpolitik weiter auf der Überzeugung beruht, daß die Kunst des Regierens in diesem Land heißt: Die Millionen so lange wie möglich klein zu halten, und daß die niederländische Macht über dies Land von der Kunst abhängt, das Millionenvolk im Zustand der letzten Jahrzehnte zu halten, geistig wie materiell.

Langsam muß man sogar offiziell erkennen, daß die Volksbewegung eine natürliche und daher notwendige Erscheinung ist, aber man reagiert doch immer noch nach den alten Grundsätzen. Man versucht nur jedesmal sich anzupassen aus praktischer Notwendigkeit. Doch will man nicht von den alten Grundsätzen lassen, die jahrhundertelang ihre Brauchbarkeit bewiesen haben, denn die alten Wege sind ja immer die bequemsten: Neue Wege könnten vielleicht gar Veränderungen in den Menschen selbst zur Bedingung haben. Der alte Grundsatz ist schon ganz unwirklich geworden, eigentlich illusionär, er erfüllt seine Rolle nur psychologisch, als orthodoxer Glaube für die Ausführenden des kolonialen Regimes, der in der Praxis nicht geprüft werden muß. Und in der Praxis steht die Kolonialpolitik oft in Gegensatz zu ihrem Grundsatz wie ein Christ, der unchristlich lebt; sie ist oft ohne Grundsatz, opportunistisch.

28. Oktober 1937. Wir leben hier langsam auch alle in Hochspannung. So berühren die Menschen hier die Geschehnisse in China und Palästina. Dabei ist natürlich meistens, wenngleich eher indirekt, unser eigener Zustand betroffen. Man kann sagen, daß die Menschen hier in ihrer Sympathie für die Japaner so weit gehen, daß sie es sogar wagen, eine unfreundliche Haltung gegen die Niederländer zu zeigen, was sonst nicht leicht geschieht.

Indirekt ist also die Parteinahme für die Japaner eine Äußerung von Gefühlen der Antipathie gegen die holländische Herrschaft. Nie so ausgesprochen, oft auch nur unbewußt und zumeist nicht so gemeint oder gewollt - aber die Sympathie für Japan hat unbewußte Ursachen und das sind die asiatischen Minderwertigkeitsgefühle, die Kompensation suchen in der Verherrlichung der Japaner, da Haßgefühle gegen die Weißen gefährlich sind. Die Japanliebe ist also nur eine Seite der Sache, die sichere Seite für den eingeschüchterten kolonialen Ostler. Die Schadenfreude, die die Menschen bei den Schwierigkeiten empfinden, die die Japaner den Weißen bereiten, ist dafür ein starkes Zeichen... Nicht, daß man die Japaner als Heilbringer ansieht; niemand denkt daran, die Niederländer gegen die Japaner einzutauschen. So weit geht man nicht. (...)

2. November 1937. Hier auf Neira ist es noch eine Streitfrage, ob man die Kinder, vor allem die Mädchen, in die Schule schicken soll - daraus wird klar, daß man hier noch Jahrzehnte hinter Java und Sumatra zurück ist, wo das allgemein als notwendig erachtet wird. Aber auch hier beginnt die Veränderung. Man muß bekennen, daß das Alte keinen Halt mehr bietet, sogar ins Unglück führt, daß man sich wohl an die veränderten Umstände anpassen muß.

Es liegt immer viel Tragik in einem solchen Anpassungsprozeß. Wenn man sich schließlich angepaßt hat, ist man meist wieder zurückgeblieben, da inzwischen die Welt wieder ein Stück weitergegangen ist. Die Auffassungen verändern sich langsam und vielleicht teilweise nur nach außen hin, aber sie verändern sich. Es kommt ein Geist auf, der die Tradition aufweichen und schließlich vernichten wird. Nur geht das nicht so schnell, wie wir es möchten. Es ist deutlich Bewegung zu sehen, Fortschritt in geistiger Hinsicht, was noch nicht bedeutet, daß es auch moralischen Fortschritt gibt. Darüber läßt sich auch schwer urteilen, denn das ist eine sehr subjektive Frage, auch eine Frage des Geschmacks, denn was der eine moralischen Fortschritt nennt, nennt der andere Verfall. Ein Streben nach mehr Selbstbewußtsein ist sicher wahrzunehmen trotz des verzerrten Bildes durch die politische Entwicklung der letzten Zeit. Das ist ein falsches Bild, denn darauf ist ein Stempel von Digoel und Polizeiterror. Es ist kein richtiges Bild von der wirklichen Gesinnung, dem Geistesstand der Menschen auf Java. Das Modell der Volksbewegung ist immer ungefähr nach dem Geschmack der Haupt-Staatsanwaltschaft. Was nicht ganz nach ihrem Geschmack ist, dem geht sie mit allen Machtmitteln zuleibe.

Die polizeiliche Unterdrückung ist für die große Bewegung eigentlich nur Nebensache. Sie betrifft nur die politischen Äußerungen dieses Prozesses, und die sind schließlich auch nur Folgen, Formulierungen von Veränderungen in Lebenssicht, Lebenshaltung, Lebensweise. Dagegen kann selbst die Haupt-Staatsanwaltschaft nichts tun! (...)

12. November 1937. Führt die Regierung ihre sogenannte 'Eiserne Faust-Politik' durch, gibt es kein Körnchen Hoffnung, daß es ein kleines Entgegenkommen in Bezug auf Verbannte gibt. So brauchen wir uns nicht die Mühe zu machen, uns auf Gesetze oder andere allgemeine Regelungen zu berufen. Natürlich ist es nicht immer ein Anliegen des Siegers, seine Kriegsgefangenen abzuschlachten; manchmal ist es sogar nötig, gehaßte, gefangene Feinde wieder freizulassen. Dann heißt die Gesinnung humanistisch, menschenliebend, rechtschaffen, großmütig. Soweit man menschlichen Gefühlen (Vorurteilen) Außenstehender, der Welttribüne, Rechnung tragen muß, läßt man sie am Leben, aber man frage nicht wie: Konzentrationslager im Hitler-Paradies sind dafür das beste Beispiel. Für das Geld, das man für sie ausgibt, will man, außer dem nega-

tiven Gewinn beim Vermeiden moralischer Verurteilung durch die Außenwelt auch noch positive Vorteile haben. Man 'versorgt' die Kriegsgefangenen dann so, daß man neben der Befriedigung ihrer Erniedrigung auch noch 'moralische' Vorteile verbucht in Form von 'Bekehrungen' von moralisch und oft auch physisch zerstörten Menschen. (...) Außer der Entwicklung der internationalen Beziehungen gibt es noch einen wesentlichen Faktor für das Entstehen und Wachsen einer veränderten Gesinnung: Die Entwicklung unseres Volkes selbst. Wenn diese beiden Faktoren sich in die für uns günstige Richtung bewegen, dann wächst die Chance, daß die Gesinnung der Regierung uns gegenüber sich ändert und einer gemäßigteren, 'mehr vorausschauenden' Konzeption von 'Konsolidierung auf lange Sicht' Platz machen wird. (...) Das Ziel ist also Loyalität, aber man hat doch kein so völliges Vertrauen in das Wunderwerk von Einschüchterung und Machtgebrauch als Erziehungsmittel, daß man es für unnötig halten könnte, hinter der äußerlichen Loyalität nicht Feindschaft zu vermuten. Darum wird gleichzeitig der Spionagedienst immer größer. Alles so alt wie die Welt und deshalb vielleicht so logisch bei jedem diktatorischen, jedem absolutistischen System. Diese Methode bleibt hier natürlich bestehen, solange die Autokratie in der Kolonialregierung absolut gehandhabt wird, und die veränderte Gesinnung, von der ich sprach, ist dann nur möglich durch Vermehrung zumindest des Anscheins von Demokratie.

Aus: *Indonesische overpeinzingen* (1945). Amsterdam 1987[5] (Übersetzung: Helga Blazy)

Carsten Clemens

Waldmensch mit Problemen

Für den Tarzandarsteller O'Keefe und seine geliebte Jane, alias Bo Derek, wären es fast die letzten großen Rollen geworden. Während der Dreharbeiten zu ihrem Abenteuerfilm griff ein eigentlich handzahmer Orang Utan kurzentschlossen in das Geschehen ein. Als sich Tarzan und Jane vor laufender Kamera etwas näher kommen sollten, schritt er zur Tat. Mühelos riß er den durchtrainierten, knapp zwei Zentner schweren Schauspieler von seiner Jane weg und wollte sich nun selbst ein wenig mit der Dschungeldame vergnügen. Das gesamte Filmteam brauchte angeblich zwei Stunden, um den Orang Utan von dem abzuhalten, was ihm soviel Freude bereitet hätte. Der rote Menschenaffe war schlicht eifersüchtig auf den weißen Affenmenschen.

Noch dramatischer war der Fall „Sugito". Das niedliche Orang Utan-Baby wurde von der berühmten Primatologin Biruté Galdikas in ihrer Forschungsstation in Kalimantan aufgezogen. Aus dem einst kaum schuhschachtelgroßen Baby entwickelte sich bald ein aufgeweckter und freundlicher Orang Utan-Knabe, der schnell zum Liebling der Station wurde. Im Alter von sieben Jahren veränderte er plötzlich sein Wesen. Er wurde zum Mörder. Zunächst ertränkte er neugeborene Orang Utan im Fluß, dann wollte er einen menschlichen Besucher auf die gleiche Art umbringen. Ein anderes Mal versuchte er, ein Weibchen zu vergewaltigen - keine Orang Utan-Dame, sondern die junge Köchin der Affenforscherin. Sugito mußte lebenslänglich hinter Gitter.

Für Verhaltensbiologen ist das recht einfach zu erklären, nennt sich Prägung und hält ein Leben lang. So wie die Lorenz'schen Gänse, die Gummistiefeln hinterherwatschelten statt Artgenossen. Fehlprägungen bei Orang Utan beruhen auf der besonders engen und intensiven Beziehung der Jungen zu ihrer Mutter. Nach der Geburt ist die Mutter meist der einzige Artgenosse, mit dem es Kontakt hat, und es entwickelt sich in den folgenden Jahren eine intensive Beziehung zwischen Mutter und Kind.

Bereits die erste Begegnung der beiden ist von Zärtlichkeit geprägt. Unmittelbar nach der Geburt, hoch oben in den Baumkronen des Regenwaldes, beißt die Mutter die Nabelschnur des Säuglings behutsam durch und nähert sich ihm dann wie zu einem Kuß. In Wahrheit haucht sie es an - eine Art Mund-zu-Mund-Beatmung, die den Klaps auf den Po überflüssig macht. Etwa eineinhalb Kilo wiegt das Junge da. Kaum hat der Zwerg zum erstenmal in die weite, wilde Welt gelugt, beginnt er auch schon heftig mit seinen dünnen Armen und Beinen zu rudern - so lange bis er das lange zottige Fell der Mutter erhascht und sich daran festhalten kann. Ein angeborener Klammerreflex, der als Le-

bensversicherung dient, denn einen Absturz aus den Baumwipfeln würde das Junge kaum überleben.

Im Gegensatz zu ihren geselligen und häufig am Boden anzutreffenden nächsten Verwandten in Afrika, den Gorillas und Schimpansen, sind die „Waldmenschen" (*orang* = Mensch, *hutan* = Wald) in den Regenwäldern von Borneo und Sumatra typische Einzelgänger und die einzigen wirklich dauerhaft baumkletternden Menschenaffen. Insgesamt drei Jahre ziehen Mutter und Kind einsam durch das schwankende Geäst. Für das Kleine die wichtigste Zeit seines Lebens. In mühevoller Kleinstarbeit wird es von seiner liebevollen und geduldigen Mutter für das Überleben in der freien Wildbahn trainiert. Es muß lernen, selbständig seine Schlafnester hoch oben in den Baumkronen zu bauen, lernen, seine Nahrungsquellen optimal zu nutzen und lernen, sich in einem manchmal undurchdringbar wirkenden Regenwald möglichst energiesparend fortzubewegen.

Nach drei Jahren stellt die Mutter das Säugen allmählich ein. Es naht die Zeit der Trennung. Um über den Verlust der geliebten Mama besser hinwegzukommen, schließen sich halbwüchsige Orang Utan häufig zu lockeren Jugendgruppen zusammen. Dennoch versuchen sie, die Verbindung zur Mutter bis zur eigenen Geschlechtsreife im Alter zwischen sieben und zehn Jahren nicht ganz abbrechen zu lassen und suchen in respektvollem Abstand immer wieder ihre Nähe und Zuneigung. Manchmal vergeblich. Sechs Jahre liegen in der Regel zwischen zwei Geburten und spätestens, wenn ein neues Baby geboren wird, müssen ältere Geschwister weichen.

Als der Naturforscher Alfred Russel Wallace Mitte des vorigen Jahrhunderts den malaiischen Archipel bereiste, gab es nach seiner Schätzung vom zweitgrößten Menschenaffen dieser Erde über eine Million Tiere. Ungefähr 5000 „Waldmenschen" verlieren sich heute in den noch verbliebenen Regenwäldern, und nirgendwo auf der Erde fallen die Bäume so schnell wie dort. Allein in den letzten 25 Jahren wurde dieser Lebensraum durch Kahlschläge kurzerhand halbiert. Aber auch die direkte Verfolgung soll nicht verschwiegen werden. Zu Hunderttausenden landeten sie auf den Seziertischen der Wissenschaft. Alles diente in erster Linie der Verwandtschaftsforschung, und noch heute müssen die Orang Utan in Schmerzversuchen der Forschung dienen. In einem weiteren Schub trugen Zirkusse und Zoos zum Aderlaß der Bestände bei.

Mittlerweile unterliegen Orang Utan einem internationalen ganzjährigen Schutz. Auch der Handel ist nach dem Washingtoner Artenschutz-Übereinkommen längst untersagt. Doch der illegale Handel blüht wie nie. Mindestens 25 000 US-$ werden für ein Orang Utan-Baby gezahlt. Hauptumschlagplatz ist Bangkok. Von dort gehen die Tiere in die ganze Welt, um als niedliches Privatspielzeug der Schickeria ein trauriges Dasein zu fristen.

Auf Sumatra und Borneo gibt es mittlerweile acht Rehabilitationsstationen, in denen der Versuch unternommen wird, beschlagnahmte junge Tiere wieder in ihren natürlichen Lebensraum zu entlassen. Ein schwieriges Unterfangen, denn die meisten Affenkinder wurden im frühen Alter von ihren Müttern getrennt und erfuhren zumeist eine negative Prägung durch den Menschen. Die Folgen sind schwerwiegend. Häufig wirken sie apathisch, verstört oder verängstigt. Viele Auswilderungsstationen sind zudem gewinnbringende touristische Anlaufpunkte, wo die Affen täglich mit ahnungslosen Besuchern konfrontiert werden. Anstatt ihren Artgenossen zu folgen, suchen sie Schutz und Geborgenheit bei einer Ersatzmutter. Zu groß ist eben die Verlockung, so ein Bürschchen auf den Arm zu nehmen. Ihr unterlag auch eine Amerikanerin in der Station Sepilok im äußersten Norden von Borneo: Wie eine Klette klammerte sich der Zögling an seine auserkorene Adoptivmutter. Schon beim zaghaften Versuch, ihn wegzunehmen, fletschte er die Zähnchen, schlug um sich und trat in alle Richtungen. Die unerfahrene Besucherin hatte den Fehler gemacht, das Baby ein bißchen mit in den Wald nehmen zu wollen. Sie hatte die Hoffnung, daß das Kind bald wieder von alleine zur Station zurücklaufen würde. Je fremder dem Kleinen der Wald jedoch wurde, desto mehr klammerte er sich an seine inzwischen ausgelaugte Ersatzmutter. Er wog immerhin gute 15 Kilo. (Aus: *Kieler Zeitung*)



Hiltrud Cordes

„Soloensis" oder Das Skelett im Schlamm

- Auftritt des Choreographen Sardono W. Kusumo und seiner Gruppe beim Sommertheater-Festival in Hamburg

Auf dem weitläufigen Gelände der Kampnagel-Fabrik in Hamburg fand im August zum 14. Mal das renommierte Internationale Sommertheater-Festival statt, zu dem alljährlich zeitgenössische Theater- und Tanztheatergruppen aus aller Welt eingeladen werden. Mit Sardono W. Kusumo und seiner Gruppe trat zum ersten Mal in der Geschichte des Festivals auch ein Ensemble aus Indonesien auf. In Anschluß an eine der drei Vorstellungen folgte ein Publikumsgespräch mit dem Choreographen selbst sowie dem deutschen Tanzjournalisten Jochen Schmidt, der Sardono bereits vor fast 15 Jahren in Indonesien kennengelernt hat.

Der Zuschauer tritt in den Bühnenraum und sieht ein Viereck vor sich, das einem riesigen Sandkasten gleicht, weiterhin einige Monitore am Rand der Spielfläche und eine große Projektionswand im Hintergrund, gegenüber den aufsteigenden Zuschauertribünen. Filmausschnitte in schwarz-weiß werden auf die große Wand projiziert; Sardono selbst hat vor fünf Jahres auf der Welt-Umwelt-Konferenz in Rio de Janeiro die Reden über den Zustand der Welt auf Video aufgenommen. Der Dalai Lama spricht, und Mutter Theresa sagt mit der ihr eigenen Energie und dem für sie typischen osteuropäischen Akzent: „All over the world, I see so many people suffering ..." Es folgt eine karge Landschaft, ebenfalls in schwarz-weiß, wie sie am Anfang oder auch am Ende der Weltgeschichte die Erdoberfläche bedecken könnte. Diese Landschaft setzt sich fort in der viereckigen Spielfläche, in der trockene, gelbe Erde mit etwas Wasser in der Mitte aufgeschüttet ist. Ausgebleichte Knochen liegen halb verborgen in der staubigen Erde vergraben. Ein einziger Tänzer bewegt sich selbstvergessen in der unwirklichen Szenerie des Films, Sardono tritt auf und nimmt einen tänzerischen Dialog mit seinem Spiegelbild auf der Leinwand auf. Nach und nach treten sieben mit Lendenschurzen bekleidete Tänzer und zwei Tänzerinnen auf. Am Rande der Spielfläche beginnen sie mit yogaartigen Aufwärmübungen und betreten allmählich die Miniaturausgabe der Landschaft an den Ufern des Flusses Begawan Solo.

Dort, in Zentral-Java, machte ausgerechnet ein deutscher Forscher, der Berliner Paläontologe G.H.R. von Königswald, 1936 die berühmten Knochenfunde des Java-Menschen, die nach neuesten Datierungen eine Million Jahre alt sein könnten. Fand in diesem Flußtal die Menschwerdung statt, der Übergang vom tierischen Affen zum menschlichen Wesen mit aufrechtem Gang? Bei Sardono jedenfalls sind die Ufer des Begawan Solo kein Garten Eden. Vergeblich ist die Mühe der beiden wie Bäuerinnen gekleideten Darstellerinnen, die ein paar dürre Stöckchen in den ausgedörrten Boden einzupflanzen versuchen. Urzeitliches spielt sich nun auch auf der Leinwand im Hintergrund ab: in einem abgeernteten Reisfeld, auf dem knietief der Schlamm steht, suhlt und aalt sich eine Gruppe von Männern. Über und über sind sie mit Schlamm bedeckt, kriechen und plantschen im Matsch, bestaunt von einer dichten Zuschauer-Reihe am Rande der Suhle. Am Ende kriechen sie hinauf an Land, wie die ersten Geschöpfe der Vorzeit, die den Urschlamm und das Wasser verließen, um die neuen Lebensräume auf der Erde und in den Lüften in Besitz zu nehmen.

Bereits 1979 drehte Sardono dieses erstaunliche Video. Als Europäerin frage ich mich, ob die Zuschauer dieser Aktion nicht Schauer und Entsetzen empfunden haben, werden doch Ungeschicklichkeiten bei der Balance auf den schlüpfrigen, schmalen Erdwällen, die die Reisfelder unterteilen, gewöhnlich mit dem unbarmherzigen Spott der Umstehenden bedacht. In dem Video dagegen setzen die Akteure sich vollständig über die Etikette hinweg. Ob sie selbst das animalische Vergnügen der Wasserbüffel, die gemütlich wiederkäuend im kühlenden Schlamm zu ruhen lieben, erlebt haben? In ihren Bewegungen und auf ihren Gesichtern spiegelt sich eher die Anstrengung, mit der einer mit letzter Kraft einem tödlichen Sumpf zu entrinnen versucht.

Auf der Bühnenfläche streifen die Männer sich nun primitive Masken von affenähnlichen Urwesen über. Kaum haben sie die Masken aufgesetzt, scheint ein animalischer Geist in sie hineinzufahren, ihre Glieder zucken, sie stoßen wilde Grunzschreie aus, als wären ihre menschlichen Seelen wider Willen in Tierkörpern eingeschlossen. Die Frauen jedoch sind von der Metamorphose ausgenommen. In dem Publikumsgespräch, das sich an die Vorstellung anschloß, sagte Sardono, eine Inspirationsquelle für das Stück „Soloensis" sei das Ramayana gewesen - genauer gesagt, seine persönliche Erfahrung mit den Rollen von Rama, Hanuman und Rahwana, deren Tänze er in seiner Jugend erlernte; während die Rolle des Rama den Typ des stilisierten, über alle Emotionen erhabenen Charakters zur Perfektion bringt, lernte er in den Rollen des Hanuman und erst recht des Rahwana auch wildere Bewegungen voll tierischer Wut und Leidenschaft. Somit symbolisiert für Sardono das Paar Rama - Hanuman auch den Gegensatz zwischen menschlicher und tierischer Daseinsform an der Schwelle der Menschwerdung.

Doch die Urmenschen bei Sardono sind keine unschuldigen Naturkinder, sondern grausame Kannibalen. Sie zerren nun das im Schlamm halb verborgene Skelett mit Klauen und Zähnen hervor und zerfetzen es in seine einzelnen Knochen, um mit dem Schädel Ball zu spielen. Das grausige Spiel wird auf der Projektionsleinwand mit Bildern von wilden Computerspielen illustriert. Ein Zuschauer interpretierte das Geschehen als pessimistischen Ausblick auf die letzte Stunde der Menschheit, in der die Überreste des letzten menschlichen Wesens von wütenden Affen zerrissen werden. Genausogut könnte die Szene

erzählen, wie die fossilen Knochen des Java-Menschen seinerzeit an den Ort ihrer späteren Fundstelle gelangten, nämlich als Folge eines kannibalischen Mordes in der Urzeit. Auch die beiden Frauen beteiligen sich am Ende an der blutigen Orgie, indem sie fröhlich hüpfend, einen Schädelknochen auf dem Zeigefinger balancierend, um das Gelage springen. In wüster Prozession verlassen die besudelten Darsteller die Bühnenfläche, und es kehrt Stille ein. Schließlich tritt Sardono selbst wieder auf; gemächlich sammelt er die Reste des Skeletts ein und pflanzt sie an Stelle der dürren Stöckchen in den schlammigen Boden ein. Um die groteske Szene noch krasser zu machen, wässert er am Ende seine schaurige Saat mit einer kleinen grünen Plastikgießkanne.

Das Spektakel läßt die Zuschauer - und sicher auch die Darsteller - in einem Zustand der Erschöpfung zurück. Meine Gedanken schweifen zum Anfang zurück, zu Mutter Theresa, in deren von Falten zerfurchtem Gesicht das Wissen vom Leid der Menschheit gezeichnet ist und die trotzdem nicht den Mut und die Liebe zu den Menschen verloren hat. Ein weites Spektrum des Leids - Mord, Krieg, Grausamkeit, Hunger, Umweltzerstörung - wird in Sardonos Stück „Solo in der Urzeitensis" berührt, eingeleitet und abgeschlossen von einer Stimmung der Melancholie und des milden Zynismus. Doch das Stück bringt auch eine wilde Lebensfreude zum Ausdruck, die dem Leiden trotzt und die Geschichte der Menschheit immer weiter vorantreibt. So ist es dem Choreographen auf eindringliche Weise gelungen, eine universelle Sprache der Bilder zu inszenieren, die zwar krass, aber nicht flach ist.

Das Bewegungsvokabular von „Soloensis" speist sich aus dem klassischen javanischen Tanz, aus Pencak Silat- und Yoga-Bewegungen, aus Atemübungen und aus freier Bewegung. Die Mischung ist universell und modern, aber gleichzeitig auch unverkennbar indonesisch. Oder sollte man sagen: „unverkennbar javanisch"? Es scheint typisch zu sein für neue Tanztheaterstücke aus Java, daß es eine deutliche Trennlinie gibt zwischen Bewegungen aus dem klassischen Repertoire - die zwar in einen anderen Kontext gesetzt werden, aber im Detail unverändert bleiben - und gänzlich amorphen, freien Bewegungen ohne Bezug zu einer bestimmten tänzerischen Tradition. Vielleicht macht die formale Strenge des klassisch-javanischen Bewegungsrepertoires ein Experimentieren innerhalb des Systems schwierig und erzwingt ein Entweder-Oder: entweder bewegen die Tänzer sich innerhalb dieses formellen Rahmens, oder sie überschreiten die Grenze und werfen sämtliche Bezüge über Bord. Nach seinem Verhältnis zum westlichen „modern dance" befragt, sagte Sardono, er habe verschiedentlich an Seminaren für „modern dance" teilgenommen, und immer habe man ihm gesagt, was er mache, sei nicht richtig, es sehe zu klassisch-javanisch aus, und er solle sich „freier" bewegen. Dabei fühlte er selbst sich „frei" in seinen Bewegungen.

Diese Bemerkung von Sardono veranlaßte den Tanzjournalisten Jochen Schmidt zu einer Frage: er schilderte eine Szene aus einem früheren Stück von Sardono, in dem eine Gruppe von Dayak-Tänzern von einem Plastik-Ballon in der Bühnenmitte, der langsam zu gigantischer Größe aufgeblasen wird, zunehmend an den Rand gedrängt wird; am Ende taucht hinter dem Plastikballon eine westliche Ballerina auf. Die Frage lautete nun, ob Sardono den westlichen Tanz - symbolisiert durch die Ballerina - als Feind betrachtet. Sardono verneinte die Frage. Interessant daran war, daß eine solche Frage mit umgekehrten Vorzeichen niemals einem westlichen Choreographen gestellt würde. Für die Mehrheit der Choeregraphen der westlichen Welt existiert der asiatische Tanz einfach nicht - er ist weder eine Herausforderung, noch ein Inspirationsquelle und kann daher auch kein Feind sein. Dagegen wird von einem indonesischen Choreographen auf internationalen Foren stillschweigend erwartet, daß er sich mit dem westlichen Tanz auseinandergesetzt hat. Ein Ende dieser arroganten Haltung der westlichen gegenüber der östlichen Tanzwelt ist leider noch nicht abzusehen.

Hans Budzyn

Die Berliner Mauer fällt!

1989

„Woher, Mister?" „Aus Deutschland. West." „Deutschland? Wissen Sie, daß die Mauer fällt, die Berliner Mauer?" Immer wieder bekam ich es zu hören, wenn ich nur sagte, daß ich Deutscher sei. Ich wollte es nicht glauben, hatte doch gerade Honecker getönt, daß die Mauer noch hundert Jahre stehen werde. In solchen Städtchen wie Polewali, Majene, Mamuju sagte man es mir, Flecken scheinbar am Rande der Welt. „Bestimmt, Mister! Sie müssen abends mal fernsehen. Es geschieht viel." In Majene tat ich es. Das kleine Hotel hatte einen Fernseher. Doch ich war enttäuscht. Zwei schwarzlederne Rockertypen wurden über irgend etwas befragt, das mit Wiedervereinigung zu tun hatte und gaben großspurige Antworten. Ihrem Dialekt nach waren sie von jenseits der Elbe. Aber ihr Aussehen? Ein Imitat von diesseits der Elbe. Was hat man in Majene davon, wenn man das sieht und hört? Kann man sich darauf überhaupt einen Reim machen? Es stimmte also: Die Mauer fiel und wurde zertrümmert. Manch einer glaubte, mich beglückwünschen zu müssen, so als hätte ich persönlich vorher unter der Mauer gelitten und wäre jetzt buchstäblich von diesem Stein befreit, wie nach einer Operation.

1990

Ein Jahr zwischen Medan und Jayapura, Ternate und Kupang. Die Mauer wird zu Geld. Ein Stückchen Mauerbeton mit Farbe und etwas Stacheldraht wird in Singapur für 60 bis 70 DM angeboten. In Indonesien dauert die Sympathie-Welle an. Ich fotografiere Schüler in den Molukken, die Schirmmützen mit schwarz-rot-gelben Streifen tragen. In Zentral-Java werden die Begren-

zungssteine neu gestrichen. Sind die schwarz-rot-gelben Streifen zufällig? Oder ist nur die Umkehrung zufällig? Bekannte in Kupang, Ambon und anderswo bitten mich um ein Stück Mauer. Ich lasse mir einiges „Material", unansehnliche Betonstückchen mit nichtssagenden Farbspuren, aus Berlin kommen und verschicke etliche mit dem Zertifikat: „Original Berliner Mauer, 50 m vom Checkpoint Charlie". Erfüllte ich damit nicht Wünsche, wäre es mir peinlich. Die beigelegten Spenden erscheinen mir wichtiger. Ich wünsche mir meinerseits, daß die Empfänger es auch so sähen. Wie mögen diese Stückchen Mauerbruch in Kupang zum Beispiel aufgenommen werden? Welchen Platz werden sie bekommen? Können sie wirklich die Neugier der Sympathisanten befriedigen? Aber Gefühle brauchen wohl Stützen, und sei es eine noch so dürftige Reliquie.

Immer noch 1990

Eines Tages in einem Linienbus mit der üblichen fürchterlich dröhnenden Pop-Musik tänzelte jemand an mir vorbei und rief mir zu: „Mister, Berrrrlin! Berrrlin!" Es war das Wort, das mir in dem plärrigen Song immer wieder vorzukommen schien. Ich bat den Fahrer um die Kassettenhülle und machte eine Entdeckung, vielleicht die Entdeckung schlechthin zum Thema des emotionalen Engagements für Deutschland beim Fall der Mauer. Unter der schwammigen Überschrift „The golden casseted of Farid Harja" mit einer schwammigen sonnenbrilletragenden Figur darunter fand sich der Titel: *Rutuhnya tembok Berlin* - Es fällt die Mauer von Berlin. Ich kaufte mir die Kassette sofort. Das Berlin-Stück war eine Schnulze wie alle anderen: laut und lärmend, grob und gröhlend, die Worte erschlagen von der speckigen Elektronik. Die Worte des dreimal wiederkehrenden Refrains waren die einzigen ganz verständlichen:

Runtuhnya tembok Berlin oleh kekuatan cinta,
Runtuhnya tembok Berlin, selamat datang kebebasan!
Runtuhnya tembok Berlin oleh kekuatan cinta,
Runtuhnya Tembok Berlin, selamat datang perdamaian!

Es fällt die Mauer von Berlin durch die Macht der Liebe,
Es fällt die Mauer von Berlin, willkommen Freiheit!
Es fällt die Mauer von Berlin durch die Macht der Liebe,
Es fällt die Mauer von Berlin, willkommen Friede!

Schade, daß die Texte der drei Strophen weitgehend unverständlich sind; immerhin lassen sich Worte heraushören wie: *dunia* (Welt), *juangan negara Jerman* (Kampf Deutschlands). Welch ein erstaunliches Dokument! In einem Land, 13.000 km und mehr entfernt mit unendlich vielen Problemen, die alle verdienten, zur Sprache gebracht zu werden, wird ein Ereignis besungen und bejubelt, zu dem keinerlei geschichtlicher Bezug besteht. Die Weltdimension

dieses Ereignisses, die ein Bezug hätte sein können, nämlich der Niedergang des Kommunismus, wird gar nicht thematisiert. Man könnte einwenden, das schwinge immer mit, wenn man von der Mauer spricht. Indonesien habe ja seine eigene Kommunismus-Furcht. Der Zensur, sofern sie sich um solche Pop-Produkte überhaupt kümmert, hätte der Jubel nur recht sein können. Schön und gut. Aber es ist doch ein Moment von Direktheit in dem Stück, wie in den Reaktionen auf der Straße, als sei man selbst beteiligt oder betroffen, das sich gegen soviel Spekulation sperrt. Ist es da abwegig, der bezeigten Sympathie selbst mit Sympathie zu begegnen?

1997

„Runtuhnya tembok Berlin" ist schon lange nicht mehr zu hören. Wie die meisten Schlager war auch dieser eine Eintagsfliege. Die Begeisterungen sind verebbt in der Alltäglichkeit. Grund genug vielleicht für eine kleine Rückbesinnung. Hat es im Land der gefallenen Berliner Mauer je ein Stück Pop-Musik gegeben, das frisch von der Leber weg das Ereignis feierte? Wäre es denkbar, daß in diesem Lande ein Ereignis von ähnlicher Dimension in einem 13.000 km entfernten Land als Pop-Song gefeiert würde? Kaum. Wäre es nicht eine schöne Geste, die einstige Sympathie zu honorieren? Vielleicht, indem man die Pop Sänger einmal einlädt und ihnen die Stätte der *tembok* Berlin (und einiges andere mehr) zeigte?

Sofie Arjon Schütte

„Bule" für ein Jahr

Meiner Geschichte möchte ich einen Ausschnitt aus dem Buch "Fräulein Smillas Gespür für Schnee" von Peter Hoeg voranstellen. Es war eines der wenigen Bücher, die in meinem auf 20 kg beschränkten Koffer ein Platzrecht erhielten. Fortan leistete es mir während meines Austauschjahres 1994/ 95 mit dem AFS (American Field Service) in Yogyakarta intellektuellen Beistand.

"Das Notengeben ist sinnlos. Jeder Versuch, die Kulturen nebeneinanderzustellen, um zu bestimmen, welche davon am höchsten entwickelt ist, führt immer nur dazu, daß die westliche Kultur noch einen weiteren beschissenen Versuch unternimmt, den Haß auf ihre eigenen Schatten auf andere zu projizieren.

Es gibt nur eine Art und Weise, eine andere Kultur zu verstehen. Sie zu *leben*. In sie einzuziehen, darum zu bitten, als Gast geduldet zu werden, die Sprache zu lernen. Irgendwann kommt dann vielleicht das Verständnis. Es wird dann immer wortlos sein. In dem Moment, in dem man das Fremde begreift,

verliert man den Drang, es zu erklären. Ein Phänomen erklären heißt, sich davon zu entfernen. Wenn ich anfange, mit mir selber oder anderen von Qaanaaq zu reden, habe ich fast wieder verloren, was nie richtig mein gewesen ist."

Aber sollte man deshalb aufhören, über die Grenzen des eigenen Kulturkreises hinweg zu kommunizieren? Ich möchte anworten: "Auf keinen Fall, vor allem im Zeitalter des globalen Zusammenwachsens bedarf es des gegenseitigen Verständnisses!" Doch ganz so einfach ist das nicht. Es gab während meines Austauschjahres immer wieder Situationen, die sich durch guten Willen und Neugierde allein nicht erschließen ließen. So etwa das folgende Erlebnis, das ich während einer einmonatigen Befreiung vom eigentlichen Austauschprogramm in Ostkalimantan (Borneo) in einem kleinen abgelegenen Dorf am Rande de Sees Jempang zusammen mit einer anderen Austauschschülerin machte.

Originalfassung der Tagebucheinträge vom 08. und 09. März 1995

"08.03.95, Tanjung Issuy. Blut...Quiek...Aber noch ist es nicht tot. Eine lebenslange Erinnerung. Kleine Mädchen sollten ihre Nase nicht in fremde Kulturen stecken, schon gar nicht in irgendwelche Rituale, die sie sowieso nicht verstehen! Um 21^{00} Uhr sind wir zu einem Fest gegangen, das hier in der Nachbarschaft zur Heilung eines Kranken gefeiert wird. Nachdem der Arzt nicht helfen konnte, versucht man es mit Altbewährtem. Schon von weitem konnte man die eindringlichen Schläge der Trommeln hören. Etwas befangen standen wir an der Tür, die von Männern umringt war. Als wir freundlich hereingewinkt wurden, haben wir uns zu den vielen Frauen und Kindern gesetzt, die sich im Raum bereits versammelt hatten. Links saßen die Männer, deren Trommeln den Rhythmus angaben: mal schneller, sich immer mehr steigernd, mal abrupt beendend. In der Mitte des Raumes hatten sie einiges aufgebahrt, was sich aber schwer erklären läßt, weil mir die einzelnen Gegenstände selbst nicht bekannt sind. Direkt vor mir lagen zwei gefesselte Schweine. Man hatte uns zwar vorher erzählt, daß zugunsten des kranken Mannnes ein Schwein geopfert würde, aber daß das in unserer Gegenwart geschehen würde, damit hatten wir nicht gerechnet. Wir saßen nicht nebeneinander. Corinna saß bei der Tür und ich in der Mitte des Raumes direkt vor den Füßen der Tänzer, vor den Hühnern und Schweinen. Als wir kamen, waren die Tänzer gerade dabei, ein Band siebenmal über eine Frau zu stülpen, die dabei einen Hahn im Arm hielt und ein Bein auf das Schwein stützte. Es waren sechs Tänzer mit freien Oberkörpern, Kopfschmuck und langen bunten Röcken.

09.02.95, Muara Muntai. Nach so einem Erlebnis war ja fast zu erwarten, daß ich Alpträume haben würde. Ich habe wirklich schlecht geschlafen. Corinna sagt, daß ich im Schlaf geredet und auf irgendwas gezeigt hätte.

Die Tänzer haben immer wieder neue Rituale ausgeführt, bunte Körner verstreut, welche bald von den Hühnern aufgepickt wurden. "Arjon", habe ich zu mir gesagt, "Arjon, dies ist Bestandteil einer anderen Kultur und Du mußt akzeptieren, daß die Schweine früher oder später abgestochen werden. Ich gehöre nicht zu den Personen, die schreiend davonlaufen oder in Ohnmacht fallen, wenn sie Blut sehen. Als ich jünger war, habe ich einmal zugesehen, wie Kaninchen geschlachtet wurden. Aber das war ein schneller und fairer Tod. Diese Schweine schienen wohl instinktiv zu ahnen, daß sie sich in Lebensgefahr befanden. Die Augen vor Schrecken geweitet. Die Hühner, die die Körner von ihren Rüsseln, Ohren und Augen pickten. Angstvolles Quieken, das sich noch steigert als die Tänzer auf und über sie springen. Kurios, makaber, erschreckend, exzentrisch sind Wörter, die die Situation beschreiben wollen, aber dabei die tiefe Faszination außer Acht lassen, die alle gepackt hatte. Kleine Mädchen schrieen auf vor Ekel und Freude, als schließlich das Blut spritzte. Jungs kicherten. Auch ich konnte die Hände nicht vor den Augen lassen, wollte ich doch keinen Augenblick dieses Schauspiels verpassen und schon gar nicht als hysterische *bule* dastehen. Das eine Schwein war sofort tot, aber das andere röchelte noch fünf Minuten, während ein Mann mit einem Dolch in der Gurgel herumwühlte, bis er schließlich die letzten Lebensbahnen kappte. Die Schweine waren tot. Die Leute um mich herum standen auf und drängten zur Tür hinaus, nachdem sie sich mit dem Blut der Schweine betupft hatten. Später würden sie wieder kommen und bis in den Morgen feiern.

Um es ausdrücklich festzustellen, es geht mir weder darum, etwas als barbarisch abzustempeln, noch aus dem Nähkästchen ein unterhaltsames Horrorszenarium hervorzuholen. Unsereins neigt dazu, alles in Schubladen zu stopfen und mit Etiketten zu versehen, auch wenn es außerhalb unserer Begrifflichkeit steht. Erst wenn man der Fremdartigkeit in seiner ganzen Vielfalt begegnet ist, erkennt man den geringen Nutzen des Kategorisierens. Wie schwer ist es doch "Ich verstehe nicht" zu sagen, ohne eine anschließende Bewertung einzubringen.

Natürlich fällt dieses Erlebnis aus meinem indonesischen Austauschschüleralltag in Yogyakarta heraus. Doch auch oder gerade dieser Alltag in einer moslemischen Familie, überfüllten Bussen und in der Schule hat mir den Begriff „fremde / andere Kultur" klar gemacht. Ich habe einige Zeit gebraucht und z.B. auch die Gastfamilie einmal gewechselt, bevor ich das volle Bewußtsein dafür entwickeln konnte, was von meiner Persönlichkeit eigentlich "ich selbst" und was die Attribute meiner kulturelllen Prägung waren.

Es ist nicht leicht, sich als siebzehnjährige *bule* ohne vorherige Sprachkenntnisse am Rand einer indonesischen Straße wiederzufinden, die man unter (vermeintlicher) Lebensgefahr überqueren muß. Und es fiel mir manchmal schwer, mit der allgegenwärtigen Aufmerksamkeit, die einem *bule* entgegenk-

ommt, umzugehen. Ich habe versucht, mich anzupassen, doch täglich ist mir durch die durchaus nett gemeinte Sonderbehandlung und das „Hello Mister, I want to kiss You Mister!" nahegebracht worden, daß ich trotz meiner wachsenden Sprachkenntnisse immer noch ein *bule* war.

Diesen Sommer war ich nach zwei langen Jahren wieder "daheim " in Yogya bei meiner Gastfamilie. Merkwürdigerweise sind mir erst bei diesem kurzen Besuch in vielerlei Hinsicht die Augen aufgegangen: Wie tief die Strassen von Yogya meine innere Landkarte geprägt haben; wie schön es ist, in Deutschland zwei kleine Brüder und in Indonesien zwei kleine Schwestern zu haben, die zwar selten schreiben, aber mich dafür umso herzlicher begrüssen, wenn ich wiederkomme.

Der Austauschaufenthalt hat mir viele Türen zur Welt, aber auch zu mir selbst geöffnet, derer ich mir erst nach und nach bewußt werde. Immerhin hat mich das Jahr in Indonesien so beeinfußt, daß ich nun nach bestandenem Abitur begonnen habe, in Passau Südostasienkunde zu studieren.

Karl Mertes

DIG-Ausflug zum Gut Wahlstorf bei Kiel

Mehr als sechzig Jahre ist es her - da brach ein abenteuerlustiger junger Mann von Gut Wahlstorf in der Nähe von Kiel nach Niederländisch Indien auf...Victor Baron von Plessen hatte sich entschieden - mehr oder weniger auf gut Glück - Forschungen auf Borneo zu betreiben und dort auch Filme zu machen.

Den Spuren dieses Landadligen aus dem Holsteinischen zu folgen, hatte sich eine Gruppe von etwa zwanzig DIG-Mitgliedern aufgemacht: Auf Vermittlung und Einladung der Deutsch-Indonesischen Gesellschaft Schleswig-Holstein waren wir per Bus am 27. September in Richtung Kiel aufgebrochen. Wir waren zu Gast bei der Tochter auf dem Gutshof in Wahlstorf. Victoria Baronin von Plessen, studierte Landwirtin, erzählte von dem Lebensweg ihres Vaters und gab einen Einblick in die Sammlung der Mitbringsel verschiedener Reisen nach Indonesien; auf einigen hatte sie übrigens den Vater begleiten können. Schließlich wurde uns in den Bibliotheksräumen des Herrenhauses ein Video von 'Kopfjäger in Borneo' vorgeführt. Dieser semidokumentarische Film erzählt von einer verhängnisvollen Liebesgeschichte und dem Alltag des Volkes der Dayak auf Borneo. Als zeitgeschichtliches Dokument ist der Film ein interessanter Beleg für die seinerzeitige Begegnung weißer Kolonialherren mit den Ureinwohnern, bzw. für die Sichtweise von Europäern auf die Lebensbedingungen von für sie so fremden Menschen. Neben den inszenierten Elementen um das Weh und Ach der Dayak sind die Naturaufnahmen und Bilder der Umwelt sehr aufschlußreich. Bei der Filmarbeit ließ sich der Baron von dem bekannten Dokumentaristen Flaherty inspirieren.

Der Samstagabend war einem gemeinsamen Essen mit Kieler DIG-Freunden in einem indonesischen Lokal vorbehalten. Am nächsten Morgen konnten wir die neuen Hafenanlagen besichtigen und fuhren anschließend mit einem Fährschiff weiter nach Laboe, um dort die traditionelle Gedenkstätte der U-Bootfahrer des I. und II. Weltkrieges zu besuchen. Und nach einem zünftigen Fischessen ging die Reise zurück nach Köln. Sehr intensiv und umsichtig hatte sich insbesondere Dr. Collins aus Kiel um die Organsiation der ganzen Tour bemüht. Deshalb an dieser Stelle nochmals ein aufrichtiges *Terima Kasih* - Dankeschön!

Karl Mertes

DIG veranstaltet Ausstellung in Jakarta

Vom 24. November bis zum 8. Dezember 1997 findet in der Nationalgalerie in Jakarta eine Ausstellung unter dem Titel *'5 Kölner Künstler aus 3 Erdteilen'* statt, die von der DIG organisiert wird. Die in Köln lebenden und wirkenden Künstler und Künstlerinnen sind Karin Kahlhofer, Peter Lorenz, Marion Menzel, Gerald Pinedo und Boedansjah Tirtawidjaja. Im Vorwort des Katalogs schreibt Karl Mertes als Präsident der DIG:

Die Deutsch-Indonesische Gesellschaft verfolgt seit nahezu fünfzig Jahren das Ziel, den bilateralen Kulturaustausch zu unterstützen. Neben der tagesaktuellen Politik und den wirtschaftlichen Kontakten kommt Kunst und Kultur gewiß eine zentrale Rolle in den zwischenstaatlichen Beziehungen zu, nicht zu sprechen von den gerade daraus resultierenden persönlichen Verbindungen.

Im vergangenen Jahr konnten wir in Köln die Ausstellung *Neun zeitgenössische indonesische Künstler* im Gothaer Kunstforum organisieren. Dabei hat das Institut Teknologi Bandung (ITB) Pate gestanden - waren doch alle Künstler Absolventen der Kunstakademie der ITB. Die Veranstaltung fand reges Interesse und stieß nicht nur bei Freunden Indonesiens auf große Zustimmung. Die Indonesier nahmen die Gelegenheit wahr und kamen aus Anlaß der Ausstellung nach Köln; im Kontakt mit deutschen Künstlern vertieften sie die gegenseitigen Erfahrungen und Visionen. Im Gegenzug wirkt die DIG nun an dieser Ausstellung mit und will den Brückenschlag zwischen beiden Ländern stärken. Die fünf Künstler sind deshalb auch jetzt zu Besuch in Jakarta. Denn oft genug sind es die Künstler, die zu einer Verständigung zwischen den Völkern beitragen, die den Dialog bereichern und auf vielfältige und anschauliche Weise in Gang setzen oder halten. Die universelle Sprache der Kunst eignet sich beson-

ders dafür, die Begegnung, die Verständigung zu fördern. Wenn im letzten Jahr neun indonesische Künstler dem deutschen Publikum zeigen konnten, wie sie aktuelle Ereignisse und Zustände interpretieren und nunmehr die fünf in Deutschland tätigen Künstler dem hiesigen Publikum ihre Weltsicht vorstellen, so ist dies ein Beleg, daß sich Künstler überall mitzuteilen und zu verständigen wissen.

In den Beziehungen beider Länder gibt es zwei herausragende Persönlichkeiten, die in der Vergangenheit genau diesen Brückenschlag begonnen haben: Raden Saleh war der eine - der javanische Prinz, der durch eine jahrelangen Europaaufenthalt im vergangenen Jahrhundert die seinerzeitige Kunst prägte; Walter Spies war der andere - der deutsche Maler und Musiker, der in den dreißiger, vierziger Jahren in Indonesien lebte und beispielgebend tätig war. Die damals begonnene Tradition gilt es fortzusetzen und lebendig auszugestalten. Wenn die jetzige Ausstellung dazu beiträgt, den gegenwärtigen Kulturaustausch zu befruchten und einem größeren Kreis an Zeitgenossen vor Augen zu führen, was wir uns zu sagen, bzw. zu zeigen haben, dann ist dies ein Zeugnis wechselseitiger Kenntnis und Achtung.

Neben den Firmen, die durch ihre Förderung zum Gelingen der Ausstellung beitragen, gilt unser Dank vor allem dem Ministerium für Kultur und Erziehung der Republik Indonesien sowie der Botschaft der Bundesrepublik Deutschland für die Unterstützung, und hier besonders dem Botschafter Dr. Seemann, der dankenswerterweise die Schirmherrschaft über die Ausstellung übernommen hat.



Deutschland/Europa

Neuer Botschafter in Bonn

Izhar Ibrahim (62) ist neuer Botschafter Indonesiens in Bonn. Er löst Botschafter Hartono M. ab, der nach Jakarta zurückberufen wurde. Izhar Ibrahim kann auf eine lange Karriere im auswärtigen Dienst seines Landes zurückblicken. Er war ab 1957 sowohl an verschiedenen diplomatischen Vertretungen als auch im Außenministerium seines Landes tätig. Zu seinen Stationen gehörten Moskau, New York und Tunesien. Bereits von 1989 bis 1991 arbeitete der Vater zweier Kinder als Gesandter an der indonesischen Botschaft in Bonn. Im Rahmen einer kleinen Feierstunde in der Villa Hammerschmidt überreichte Botschafter Izhar Ibrahim am 15. Oktober sein Beglaubigungsschreiben an Bundespräsident Roman Herzog. Die offizielle Amtsübergabe erfolgte bereits am 16. September in der Aula der indonesischen Botschaft in Bonn.(Indonesien-Report 6/97)

Indonesien-Stammtisch in Hamburg

Die Deutsch-Indonesische Gesellschaft Hamburg hat einen Indonesien-Stammtisch ins Leben gerufen. Er soll jeden ersten Donnerstag im Monat - erstmals am 6. November - im Restaurant „Weite Welt", Große Freiheit 70, Hamburg - St. Pauli stattfinden. Die DIG Hamburg schreibt dazu: „Wir glauben, dort einen erfolgreichen Stammtisch gefunden zu haben mit passendem Ambiente und freier Verzehrmöglichkeit. Parkplätze sind vorhanden. Das Lokal ist mit öffentlichen Verkehrsmitteln (S-Bahn und Busverbindung Nobistor) gut zu erreichen."

Indonesien-Tag in Hannover

Am 26. Oktober hat die indonesische Studentenvereinigung in Hannover eine bemerkenswerte Veranstaltung auf die Beine gebracht: Mit der nachvollziehbaren Argumentation, einerseits den Besuchern den indonesischen Archipel vorstellen und andererseits Dank für die Gastfreundschaft hier in Deutschland sagen zu wollen, hatte sie in die Uni Hannover eingeladen.

Auf der Bühne wurden Tänze, Gamelanvorführungen, Lieder präsentiert. Im Saal hatten Firmen, Verlage, Reisebüros eigene Stände aufgebaut. Es wurde ein differenziertes Bild von Indonesien geboten - und vor allem das Imbißcafé mit einheimischer Küche war den ganzen Tag über gut besucht. Am frühen Nachmittag konnten sich einige DIGs vorstellen - neben Jörg-Dietmar Barske aus Kiel und Edwin Subari aus Bielefeld konnte ich auch die Aktivitäten der DIG aus Köln schildern. Der Tag in Hannover war auf eine interessante Art und Weise ein Tag des Informationsaustauschs und der kulturellen Begegnung. (*Karl Mertes*)

Bischof Belo: Menschenrechtslage in Ost-Timor weiter schlecht

Der Friedensnobelpreisträger 1996, Ost-Timors Bischof Carlos Felipe Ximenes Belo, glaubt nicht an eine rasche Verbesserung der Menschenrechtssituation in seiner Heimat. Die Friedensgespräche mit Vertretern der indonesichen Regierung und der Widerstandsbewegung unter Schirmherrschaft der Vereinten Nationen hätten zwar Fortschritte für das tägliche Leben in Ost- Timor gebracht. Die in Österreich geführten Verhandlungen gingen aber nur sehr langsam voran, sagte Bischof Belo in Wien.

Die Lage der Menschenrechte in Ost-Timor sei weiter schlecht. Es gebe mutwillige Verhaftungen, Folter und Hinrichtungen von politisch unliebsamen Persönlichkeiten, sagte der Bischof. Daran habe auch die Verleihung des Friedensnobelpreises an ihn wenig geändert. Immerhin sei die Auszeichnung eine Anerkennung der Rechte der Ost-Timoresen gewesen. Solange die Frage des politischen Status' von Ost-Timor ausgeklammert werde, könne man kaum auf eine grundlegende Verbesserung hoffen. (dpa 26/11)

EU gibt 520.000 Mark Hilfe im Kampf gegen Waldbrände

Angesichts der verheerenden Waldbrände in Indonesien hat die Europäische Union der Regierung in Jakarta Hilfen in Höhe von umgerechnet rund 520.000 Mark zugesagt. Das Geld soll vor allem in technisches Gerät zur Bekämpfung der Großbrände investiert werden. Außerdem sollen Wiederaufforstungsprojekte unterstützt werden. Die monatelangen Waldbrände in Indonesien haben rund 1,7 Millionen Hektar Wald, Plantagen und Ackerland zerstört. 160.000 Menschen sind dort von Hungersnot bedroht.

Neben der gemeinsamen Hilfe der Europäischen Union haben mehrere europäische Staaten - darunter Deutschland, Großbritannien, Griechenland, Finnland, Frankreich und Schweden - weitere Unterstützung zugesagt, die vor allem in humanitäre Hilfe fließen soll. Insgesamt machen die europäischen Finanzmittel laut der offiziellen EU-Erklärung 35 Prozent aus. Stark engagiert hat sich auch Australien. So sagte Premierminister John Howard bei einem Besuch in der Region umgerechnet rund 625.000 Mark für Maßnahmen zur Bekämpfung und künftigen Vermeidung von Waldbränden zu. (afp 29/10)

Continental läßt Zweiradreifen in Indonesien produzieren

Mehrere 100.000 Zweiradreifen will die Continental AG (Hannover) künftig jährlich bei einem Partner in Indonesien produzieren lassen. Nach einem Start mit 100.000 Fahrrad- und Motorradreifen 1998 werde die Produktion in Fernost steigen, teilte Conti in Hannover mit.

Der weltweit viertgrößte Reifenhersteller hatte im September mit dem italienischen Reifenhersteller Vittoria SpA ein Joint Venture in Indonesien geschlossen. Suryaraya Rubberindo Industries (SRI) fertigt künftig für beide Unternehmen Reifen. Im Gegenzug bekommen Conti und Vittoria Zugang zum Vertriebsnetz von SRI in Indonesien. Conti rechnet sich gut Chancen in dem expandierenden Markt aus. (dpa 07/11)

113-Millionen-DM-Auftrag für Siemens aus Indonesien

Siemens wird elf schlüsselfertige Dieselkraftanlagen nach Indonesien liefern. Der Auftragswert liegt bei rund 113 Millionen DM, teilte der für die Lieferung zuständige Bereich Anlagenbau und technische Dienstleistungen (ATD/Erlangen) in Erlangen mit. Auftraggeber sei ein staatliches Energieversorgungsunternehmen. (dpa 01/10)



Indonesien/Asien

Dunstglocke in Südostasien aufgelöst

Die dichte Dunstglocke, die seit Juli über weiten Teilen Südostasiens hing und die Gesundheit von Millionen Menschen gefährdet hat, hat sich aufgelöst. Wie Meteorologen mitteilten, vertrieben der Monsunregen und ein beständiger Nordostwind die Smog-Wolke. "Die gesamte Region wird saubergewaschen", sagte Wong Teo Suan vom Wetterdienst Singapur. Das Umweltministerium in Singapur gab Entwarnung. Auch Malaysias Umweltminister sprach davon, daß der Smog vorbei ist. Die Sichtweite betrug überall im Land mehr als zehn Kilometer. In den schlimmsten Tagen im September hatte sie im Bundesstaat Sarawak nur zehn Meter betragen. In Indonesien waren erstmals seit August alle Flughäfen wieder geöffnet. Nach Angaben der Umweltbehörde wusch starker Regen über Sumatra, Borneo und Irian Jaya die Luft weitgehend rein.

Die extreme Luftverschmutzung in großen Teilen Südostasiens war durch Busch- und Waldbrände in auf den indonesischen Inseln Sumatra und Borneo verursacht worden. Die meisten Brände wurden für Rodungen absichtlich entfacht. Die Qualmwolken reichten bis in den Süden der Philippinen, nach Nord-Australien und Sri Lanka. Zahlreiche Menschen erkrankten. Anhaltende Trockenheit verschärfte die Lage. Mehr als ein Dutzend Flughäfen mußten in den vergangenen Monaten in Indonesien immer wieder wegen mangelhafter Sicht kurzfristig geschlossen werden.

Wie viele der Feuer immer noch lodern, war zunächst nicht bekannt. Die Tageszeitung "Indonesia Times" berichtete, Regenfälle hätten die Smogwolke aufgelöst und die meisten Brände gelöscht. Nach Schätzungen wurde durch die Brände rund eine Million Hektar Wald und Buschland vernichtet. Nach Regierungsangaben sind nur drei große Brandherde geblieben. Der Überblick ist jedoch unvollständig.

Sri Diharto von der Meteorologischen Behörde Indonesiens erklärte, natürlicher Regen allein reiche im Kampf gegen die Feuer nicht aus; die Regierung müsse weiterhin mit künstlichem Regen nachhelfen. Eine Rückkehr des Smogs auch nach Malaysia und Singapur ist nicht ausgeschlossen, wenn der Wind im Frühjahr wieder dreht und die unterirdisch brennenden Torf-Feuer nicht gelöscht sind. (Quelle: dpa, KStA 20.11.97)

Indonesien mit 117 Milliarden US$ im Ausland verschuldet

Indonesien ist im Ausland mit 117,3 Milliarden US-Dollar verschuldet. Im September hätten der Staatssektor 52,3 Milliarden und der private Sektor 65 Milliarden Dollar Schulden im Ausland gehabt, sagte Finanzminister Mar'ie Muhammad vor einem Parlamentsausschuß in Jakarta. Das waren insgesamt 7,3 Prozent mehr als im März. Der Verfall der Währung Rupiah gegen den Dollar (seit Juli um 35 Prozent) erhöhe die Last des Schuldendienstes, sagte Mar'ie.

Von den öffentlichen Auslandsschulden werden 20,63 Milliarden Dollar gemäß bilateralen Kreditverträgen mit im Schnitt 2,6 Prozent im Jahr verzinst. Rund 16 Milliarden Dollar multilateraler Kredite schlagen mit sieben Prozent Zinsen zu Buche. 14,5 Milliarden wurden als Exportkredite gewährt.

Ende Oktober hatte Indonesien mit dem Internationalen Währungsfonds ein Abkommen über 23 Milliarden Dollar Kredithilfen zur Finanzierung von Wirtschaftsreformen geschlossen. Diese Darlehen sind in den Zahlen nicht berücksichtigt. (dpa 19/11)

Regierung schließt 16 Privatbanken

Einen Tag nach Bekanntgabe eines 23 Milliarden Dollar umfassenden Hilfsprogramms des Internationalen Währungsfonds (IWF) zur Stabilisierung des angeschlagenen indonesischen Finanzsystems wurden in Jakarta 16 insolvente Privatbanken geschlossen. Dieser Schritt der Regierung ist eine der Auflagen, die IWF, Weltbank und Asiatische Entwicklungsbank (ADB) mit ihrer unerwartet großen Finanzhife für Indonesien verknüpfen. „Diese Banken", sagte Finanzminmister Mar'ie Muhammad vor der Presse, „sind derart insolvent,

daß sie das Geschäftsleben gefährden, das allgemeine Bankensystem stören und den Interessen der Gesellschaft schaden."

Die Schließung der Banken ist die erste einschneidende Maßnahme der seit Juli von einer schweren Währungskrise gebeutelten indonesischen Regierung auf das multilaterale Hilfsprogramm. Der Finanzminister rief die Öffentlichkeit auf, Ruhe zu bewahren. Er versicherte, daß Inhaber von Konten mit bis zu 20 Millionen Rupiah (umgerechnet etwa 10.000 DM) ihr Geld mit Hilfe der Regierung voll ersetzt bekämen. Davon würden 93,7 Prozent aller Kunden dieser Banken profitieren.

Kunden mit größeren Einlagen müßten das Ende des Auflösungsprozesses der Banken abwarten.

IWF, Weltbank und ADB haben für Indonesien eine deutlich größere Finanzhilfe beschlossen als die 17,2 Milliarden Dollar, die im August dem finanziell ebenfalls schwer betroffenen Thailand gewährt worden waren.

Indonesien hat auf Ersuchen des IWF ein neues Reformpaket mit Maßnahmen zur Stabilisierung seiner Wirtschaft aufgelegt. Dazu gehören straffe Sparmaßnahmen der Regierung und die Schließung insolventer Banken. Mar'ie sagte, die geplanten Sparmaßnahmen und verlangsamten Aktivitäten der indonesischen Wirtschaft seien Zeichen für fallende Wachstumsraten.

Die indonesische Wirtschaft war 1996 um 7,92 Prozent expandiert. Experten erwarten trotz der Krise in diesem Jahr noch eine Steigerung zwischen fünf und sechs Prozent. Sie dürfte 1998 auf vier bis fünf Prozent abflachen. Die indonesische Rupiah verlor dieses Jahr 55 Prozent ihres Wertes. (dpa 02/11)

60 Orang-Utan-Babys beschlagnahmt

Die indonesischen Behörden haben in diesem Jahr insgesamt 60 Orang-Utan-Babys von Wilderern beschlagnahmt. Die Menschenaffen mit dem rötlichen Fell seien von Januar bis November in Surabaya im Osten Javas sichergestellt worden und würden nun im Schutzzentrum Wanariset Samboja auf Borneo gepflegt, hieß es.

Wie die indonesische Nachrichtenagentur Antara unter Berufung auf Willie Smits, den Leiter des Zentrums, weiter meldete, töten die Wilderer gewöhnlich die Affenmutter, um die Jungen einfangen zu können. Ob die Tierhändler festgenommen wurden, war nicht bekannt. Nach Angaben von Smits werden die jungen Primaten in der Region für bis zu 100 Dollar verkauft, in Übersee erzielen sie aber deutlich höhere Preise. Wegen der verheerenden Waldbrände der vergangenen Monate flohen Hunderte Orang-Utans aus ihren natürlichen Lebensräumen in nahegelegene Dörfer. Mindestens 120 von ihnen seien von Menschen gefoltert oder getötet worden, sagte Smits. (ap 07/11)

Immer mehr Menschen hungern - Dürre und Brände

In Indonesien lassen die anhaltenden Waldbrände und eine schwere Dürre die Versorgungslage immer kritischer werden. Dichter Rauch verhindere Hilfsflüge in die Hungergebiete der Provinz Irian Jaya, wo bereits über 500 Menschen an Unterernährung und Wassermangel gestorben seien, berichtete die Hongkonger «South China Morning Post».

Als Folge der schlimmsten Dürre seit fünfzig Jahren wird den Angaben zufolge auch in der östlichen Provinz Nusa Tenggara Timur der Reis knapp. In anderen Regionen gingen die Wasservorräte ebenfalls bedrohlich zurück. Viele Reisbauern verlassen ihre Felder und suchen Arbeit auf Plantagen und als Tagelöhner bei Holzunternehmen. (epd 06/11)

Hellseher fand Flugschreiber von Unglücksmaschine

Ein 98jähriger Indonesier mit angeblich hellseherischen Fähigkeiten hat knapp vier Wochen nach dem Absturz eines Airbus den Flugschreiber der Unglücksmaschine gefunden. Das berichtete die staatliche indonesische Nachrichtenagentur Antara. Zuvor hatten Techniker und Vertreter des europäischen Airbus-Konsortiums die Absturzstelle in Nord-Sumatra vergebens nach dem Aufzeichnungsgerät abgesucht. Schließlich habe die Untersuchungskommission den betagten Tiknyo Diardjo um Hilfe gebeten, meldete Antara.

Der Hellseher entdeckte nach diesen Angaben den Flugschreiber in einem Sumpf in der Nähe der Trümmer des Hecks der Maschine. Beim Absturz des Airbus 300-B4 der indonesischen Fluggesellschaft Garuda waren am 26. September beim Anflug auf Medan alle Insassen ums Leben gekommen.

Das Gerät soll zur Aufklärung der Absturzursache beitragen. Nach der Katastrophe hatten indonesische Tageszeitungen spekuliert, schlechte Sicht trage eine Mitschuld an dem bisher schwersten Flugzeugunglück in Indonesien. Die Sichtweite der Cockpitbesatzung habe 400 Meter betragen. Dicker Rauch aus Waldbrandgebieten hatte am Unglückstag die Gegend in einen Dunstschleier gehüllt. (dpa 22/10)

Hunderte von radioaktiven Schmucksteinen aufgetaucht

Hunderte von Schmucksteinen mit gefährlich hoher Radioaktivität sind derzeit in mehreren asiatischen Ländern und möglicherweise auch in Europa im Umlauf. Bei den Halbedelsteinen handelt es sich um Katzenaugen, eine Sonderform des Minerals Chrysoberyll, wie der Leiter des Zentrums für Edelsteinuntersuchungen in Bangkok, Ken Scarratt, mitteilte.

„Als wir zum ersten Mal einen solchen Stein mit dem Geigerzähler geprüft haben, sprang die Nadel fast aus der Anzeige", sagte Scarratt. Genaue Messungen ergaben Werte von 52 Nanocurie je Gramm - mehr als das 25fache der in Asien zulässigen Grenzwerte und geeignet, um Hautkrebs oder andere Tumorkrankheiten auszulösen. Daraufhin seien die Behörden in Thailand und weltweite Handelsfirmen alarmiert worden, sagte Scarratt. Ähnlich hoch belastete Stücke tauchten inzwischen auch in Indonesien und Hongkong auf. Scar-

ratt vermutet, daß die Katzenaugen in Indonesien bestrahlt wurden, um ihre Farbe zu ändern - die Preise für eine dunkle Varietät sind fünf- bis zehnmal so hoch wie für normale Katzenaugen.

Die Strahlung wird zwar nach zwei bis drei Jahren abgebaut. Bis dahin aber gefährden sie vor allem Juweliere, die die Steine selbst bearbeiten und den dabei entstehenden Staub einatmen. Die Ausfuhr von Schmucksteinen gehört in Thailand zu den zehn wichtigsten Exportbranchen.
(ap 12/11)

BÜCHERMARKT

Dawson, Barry and John Gillow. *The Traditional Architecture of Indonesia.* Thames and Hudson. ISBN 0-500-34132X

Dingwall, Alastair. *Traveller's Literary Companion - South East Asia.* In Print Publishing, Brighton UK. ISBN 1 873 947 25 8

Fachschaft Malaiologie(Hrsg.). *Vom altjavanischen Tempel zum Internet. Beiträge der studentischen Arbeitstagung zu Südostasien/Ozeanien 1996 in Köln.* 289 S., DM 35,- / DM 20,- (für Studenten). Zu beziehen bei: Fachschaft Malaiologie, c/o Orientalisches Seminar, Universität zu Köln, Albertus Magnus-Platz, 50923 Köln. Tel.: (0221-4703470)

Grant, Stephen. *Former Points of View: Postcards & Literary Passages from Pre-Independence Indonesia.* Lontar, Jakarta. ISBN 979-8083-22-9 (US$ 65)

Hiscock, Geoff. *Asia's Wealth Club.* Nicholas Brealey Publishing Ltd. London. ISBN 1-85788-162-1 (US$ 26)

Seniwati Gallery. *Kunstkalender 1997.* Mehr auf der Homepage von Mrs. Mary: http://www.seniwatigallery.com

Lindsay, Charles and Reimar Schefold. *Mentawai Shaman: Keeper of the Rain Forest.* Phaidon Press London. ISBN 0 7148 2842 4

Roelke, Gottfried and Gary Crabb. *All around Bandung. Exploring the West Java Highlands.* Bandung Society for Heritage Conservation, Jl. Asia Afrika 112, Bandung 40122. ISBN 962-593-032-2

Scarlett, Christopher and Gerald Cubitt. *This is Indonesia.* New Holland Publ. Ltd. ISBN 1 85368 378 7

Stahr, Volker S. 1997. *Südostasien und der Islam. Kulturraum zwischen Kommerz und Koran.* Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt (344 S., DM 48.-)

Tabalujan Carlo Hein and R. Tallboys. 1995. *Fifty Years of Business in Indonesia (1945-1995) - An Autobiography of Carlo Hein Tabalujan.* The Pentland Press, Durham UK. ISBN 1 85821 341 X

Tahija, Julius. *Horizons Beyond.* Times International Books Singapore. ISBN 981-204-544-9

Tan Cheng Leong and Terrence Lim. *Indonesia - Business and Investment Opportunities.* Cassia Communications Singapore. ISBN 981-00-3755-4

Woods, Paul. *Lonely Planet Survival Kit - Indonesian.* Lonely Planet Publications. ISBN 086442342X

TERMINKALENDER

Veranstaltungen in Deutschland:

17.12.97: Münster, 19.30 h (Volkshochschule Münster, Raum 208/209)
Alex Flor (Watch Indonesia) Indonesien: Tiger auf dem Sprung? Demokratisierung-Armut-Menschenrechte im Tigerstaat der zweiten Generation.
Teilnehmerbeitrag DM 5,–

20.12.97: Hamburg, 17.30 h (Michaelis-Passage 1, Hamburg)
Weihnachtsfeier der Indonesischen Christlichen Gemeinschaft (PERKI-KKI e.V. HH), anschließend gemeinsames Essen.

16.01.98: Kiel, 19.30 h (CDG Kiel, Eckernförder Str. 87/I)
Dr. Christine Tuschinsky: Der Hinduismus auf Bali - Insel im Meer des Islam.

12.02.98: Kiel, 19.30 h (CDG Kiel, Eckernförder Str. 87/I)
Walter Büll: Faszinierende Unterschiede der Pflanzenwelt auf Bali und Lombok - Die Wallace-Linie als Grenze zwischen asiatischer und australischer Flora.

13.03.98: Kiel, 19.30 h (CDG Kiel, Eckernförder Str. 87/I)
Karl Mertes: Der Maler und Musiker Walter Spies und sein Einfluß auf die Kultur Balis.

17.04.98: Kiel, 19.30 h (CDG Kiel, Eckernförder Str. 87/I)
Dr. Christine Tuschinsky: Einheit in der Vielfalt - Indonesiens gelebte Multikulturalität.

09.01. - 11.01.98: Passau (Universität Passau, Lehrstuhl für Südostasienkunde, Innstr. 53, 94032 Passau) Studentische Arbeitstagung zu Südostasien

Sumarah-Meditationspraxis mit Christian Böhringer
Sujud Sumarah ist eine Javanische Meditationspraxis. Sie hat ihre Wurzeln in Kejawen, der traditionellen javanischen Philosophie und Weltsicht. Sumarah bedeutet 'völlige Hingabe'. Dieser Übungsweg im 'natürlichen Sein' basiert auf verschiedenen Ebenen tiefer Entspannung und lehrt, sich anderer 'Werkzeuge' zu bedienen als dem Verstand und der Willenskraft. Die Sumarah Meditationspraxis basiert auf zwei Aspekten: der 'speziellen Meditation' (dem Moment des tatsächlichen Sitzens) und der 'alltägliche Meditaton' (dem inneren Sitzen in der Bewegung des Lebens). Diese beiden Aspekte sind in der Bewußtseinsarbeit idealerweise in kontinuierlicher Beziehung hin zur Verwirklichung dessen, was Sumarah das 'Umfassende Selbst' nennt.
Diese Meditation wird geleitet von Christian Böhringer und findet vorerst einmal pro Monat in dem Tagungshaus St. Georg, Rolandstr. 61 in der Südstadt von Köln mittwochs von 19 bis 21 Uhr statt. Unkostenbeitrag ist 5 DM. Folgende Termine für 1998 sind festgelegt: 21.Januar /18.Februar /18.März /22.April /20.Mai /17.Juni Eine Anmeldung ist nicht erforderlich.
HELIX - entwicklungsdynamische, körperzentrierte Atem- und Bewegungsarbeit: Amerta Movement, Atemarbeit in der Tradition von C.Veening, Sumarah-Meditation. Einzeltherapie, regelmäßige Wochentermine und Intensivtage in Köln und im Bergischen. (Helix-Institut, Christian Böhringer, Am Bungartsberg 5b, 53797 Lohmar. Tel. 02246/6141)

Veranstaltungen im Ausland:

Delft (Indonesie Museum Nusantara, St. Agathaplein 1) Ständige Ausstellung „Empire of Treasures Nusantara"

Utrecht (Moluks Historisch Museum) Ständige Ausstellung „The lives of people of the Moluccas who came to the Netherlands in the 1950s"
18.09.97 - Mai 98: Rotterdam (Museum voor Volkenkunde, Willemskade 25), „Soaps", Multimedia-Ausstellung über Dramenserien aus verschiedenen Ländern, u.a. Indonesien

Apropos Architektur:
Dächer: In Bandung sind die neuen, 1995 eingeweihten ITB-Physikgebäude von der Dachgestaltung her im traditionellen, geschwungenen Stil gehalten. Auch die Außengestaltung, eine bereits schön mit Ranken bewachsene Lobby, ist sehr ansprechend. Als Nebeneffekt spart man gewiß an Klimaanlagen!
Beton und Glas: Die Bankgebäude scheinen wirklich trotz anhaltender Trockenheit wie Pilze aus dem Boden zu schießen. Selbst in der Main Road von Ubud ist jetzt ein solcher Prachtbau zu finden. Übrigens, im Transitbereich des Flughafens präsentieren sich gar die Papierkörbe ganz zeitgemäß als stilisiertes, stahlglänzendes Hochhaus...
Ulrich Meier, Magdeburg

Sejak dua tahun Bahasa Indonesia diajar oleh saya. Di dalam waktu itu Indonesia dikelilingi oleh saya dan keluargaku dengan bis, bemo dan becak (tentu saja juga dengan kereta api, kapal laut dan pesawat). Sekarang saya ingin bersurat-menyurat dengan senang hati dengan orang Indonesia laki-laki atau wanita. Kawan surat itu dapat menulis di Bahasa Inggris atau Jerman; saya tulis di Bahasa Indonesia. Umur itu terserahlah, sama seperti apakah ditinggal olehnya di Jerman atau Indonesia. Bahasa Indonesia saya yang tidak benar diminta maaf oleh Anda.
Alamatku:
Hartmut Dürste, Georg-Simon-Ohm-Str. 34, D - 47167 Duisburg

Alain Viaro

Die traditionelle Architektur der Insel Nias

- Teil 2: Die Gebäude[1]

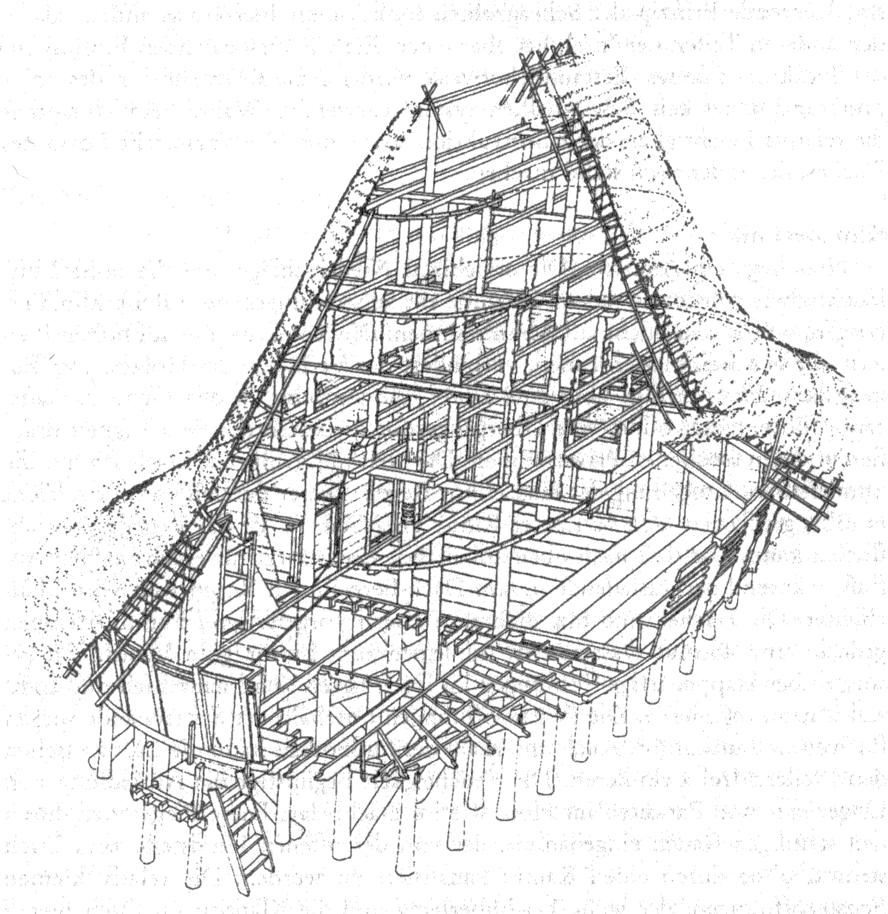
Die traditionellen Häuser der Insel Nias zeichnen sich durch einige Charakteristika aus, die ihre gemeinsame kulturelle Grundlage bezeugen. Alle Häuser sind aus Holz gebaut, stehen auf Pfählen und haben große, doppelseitige Dächer. Außerdem verfügen sie stets über einen öffentlichen Bereich und einen sorgfältig abgetrennten Privatbereich. Weitere Gemeinsamkeiten bestehen hinsichtlich der Erdbebensicherung, der Klimatechnik und der Baumaterialien.

Grundsätzlich waren es die Dörfer und nicht die einzelnen Gebäude, die für den Verteidigungsfall befestigt waren, aber auch die Häuser verfügten über verschiedene diesbezügliche Vorkehrungen. Die tragenden Pfosten hatten eine Höhe von zwei bis drei Metern, wobei die Niasser im Durchschnitt nicht größer als 1,60 Meter sind. Der Hauptzugang ins Haus erfolgte über eine Leiter in eine Öffnung im Fußboden des Gemeinschaftsraums; nachts oder bei drohender Gefahr konnte die Leiter hochgezogen und die Luke fest verschlossen werden. Die jungen Krieger - die unverheirateten Söhne des Hausherrn - schliefen im Gemeinschaftsraum, um den inneren Bereich zu bewachen. Dort, hinter einer verschließbaren Tür, lagen die Privaträume mit dem fensterlosen Zimmer des Familienoberhauptes in der Mitte; hier wurde eine Truhe mit dem Familienschatz aufbewahrt.

Erdbebensicherung

Zur Sicherung vor den häufig in dieser Region auftretenden Erdbeben haben die Niasser eine einzigartige architektonische Lösung gefunden. Alle Häuser ruhen auf einer Struktur aus vertikalen und schrägen Pfeilern, die wiederum auf Steinplatten stehen. Dadurch, daß das Haus nicht im Boden verankert ist, ist die gesamte Konstruktion sehr elastisch und in hohem Maße erdbebenresistent. Im Süden der Insel sind je zwei schräge Pfeiler an ihrer Basis miteinander verbunden; nach oben hin laufen sie auseinander und sind am oberen Ende in die horizontale Konstruktion des Fußbodens eingebettet. Sie verlaufen sowohl in Längs- als auch in Querrichtung. Ein ähnliches System aus horizontalen, vertikalen und schrägen Balken findet sich im Dachbereich wieder. Bei seismischen Bewegungen fungieren diese Schrägbalken als Verstärkung der gesamten

Hauskonstruktion und garantieren große Stabilität. Die Breite des Hauses eines Nicht-Adeligen, *omo ada*, ist auf vier Pfeiler, *ehomo*, festgelegt, was etwa 4,5 Metern entspricht. Die Anzahl der Pfeiler in der Tiefe des Hauses kann variieren und ergibt durchschnittlich 10 bis 12 Meter. Das Haus eines Oberhauptes, *omo sebua*, hat dagegen 6 *ehomo* in der Breite und 9 bis 11 *ehomo* in der Tiefe.



Haus eines Nichtadligen, Nord Nias

Im Zentrum der Insel ist das System sehr ähnlich, allerdings ohne Schrägbalken in der Dachkonstruktion. Früher war das Haus eines gewöhnlichen Mannes nicht mehr als 3 *ehomo* breit, heute können es 4 bis 5 *ehomo* sein. Die Häuser der Dorfoberhäupter sind 5 bis 6 *ehomo* breit. Die Schrägbalken, *driwa*, können entweder an der Basis gegeneinander stoßen und somit ein V bilden

oder sich in Form eines X überkreuzen, wie es auch im Norden der Insel der Fall ist.

Im Norden bilden die Vertikal-Pfeiler ein Oval, dessen Grundfläche aus 4 bis 5 Reihen *ehomo* gebildet ist. Im Gegensatz zu den Häusern des Südens und des Zentrums überragt hier die Breite der Häuser deren Tiefe bei weitem. Die unteren Enden der gekreuzten *driwa* sind gegen Steinblöcke gestemmt. Das stabilisierende Prinzip der Schrägbalken funktioniert hier etwas anders, als in den anderen Teilen der Insel, hat aber einen ähnlich verstärkenden Einfluß auf die Statik des Hauses. Erstaunlicherweise wird für die Konstruktion des voluminösen Daches kein Schrägbalken-System verwendet. Wahrscheinlich sind es die relative Leichtigkeit der Konstruktion sowie die aerodynamische Form des Daches, die es dennoch stabil machen.

Klimatechnik

Nias liegt am Äquator. Die ergiebigen Niederschläge und die hohe Luftfeuchtigkeit würden in jedem Gebäude ein äußerst ungesundes Raumklima erzeugen, würde man nicht auf Abhilfe sinnen. Die Konstruktion auf hohen Pfeilern, die auf Steinplatten ruhen, verhindert das Verfaulen des Holzes. Der Zugang zum Haus erfolgt über eine Leiter, die zunächst in den Gemeinschaftsraum führt; dieser bildet eine Übergangszone zwischen der Feuchtigkeit draußen und den trockenen Privaträumen. Das weit überhängende Dach schützt die unmittelbare Umgebung des Hauses vor Regen. Dieser Bereich ist zudem leicht erhöht, gepflastert und von einer Rinne umgeben, in die das Regenwasser abfließen kann. Das steil nach oben zulaufende Dach sorgt für einen raschen Abfluß, während der ausladende untere Dach-Bereich den Regen weit vom Haus ableitet. Die Dächer sind mit mehreren Lagen vorgefertigter Palmblattrippen gedeckt und absolut wasserdicht. Im Innenraum ist für gute Ventilation gesorgt: über klappenartige Öffnungen im Dach lassen sich Lichteinfall und Luftzirkulation regulieren. Die Fensteröffnungen oberhalb der Seitenwände sorgen für weitere Luftzufuhr. Auch unterhalb des Fußbodens kann die Luft zwischen den Pfeilern frei zirkulieren. Die Feuchtigkeit begünstigt die Ansiedlung von Ungeziefer und Parasiten im Holz wie im Dachbelag. Diese Plage wird durch den ständigen Rauch eingedämmt, der von der offenen Herdstelle zum Dach strömt, ohne durch einen Kamin kanalisiert zu werden. Die relativ kleinen Fensteröffnungen, der weite Dachüberhang und die Klappen im Dach bieten guten Schutz vor den heißen Sonnenstrahlen. Das große Volumen des Innenraums schließlich sorgt dafür, daß die Luft ständig zirkuliert und verhindert einen Stillstand der warmen Luftmassen. Guter Wohnkomfort ist somit garantiert!

Auf den gesamten Dorfbereich bezogen wird das Regenwasser nicht überall wirkungsvoll abgeleitet. Nur im Süden wurde ein effizientes System entwikkelt, bei dem der Regen über kleine Kanäle an den Seiten der gepflasterten Hauptstraße aus dem Dorf geleitet wird. Im Zentrum und im Norden dagegen,

wo die Hauptstraße nur teilweise gepflastert ist und ein Drainage-System fehlt, ist der Dorfplatz häufig matschig.

Die Materialien und ihre Verwendung

Die traditionellen Häuser sind gänzlich aus einheimischen, pflanzlichen Materialien gefertigt. Ihre Auswahl und Verarbeitung erfordert genaue Kenntnisse ihrer statischen Eigenschaften, Widerstandsfähigkeit und Lebensdauer. Viele verschiedene Baumarten werden als Bauholz verwendet. Weder Schrauben noch Nägel kommen bei der Konstruktion zum Einsatz; alle Teile werden mit Holzverbindungen zusammengefügt. Nur im Dach werden Befestigungen auch mit Hilfe von Seilen ausgeführt.

Die Aufteilung des Hauses

Alle Häuser sind grundsätzlich in einen vorderen öffentlichen und einen hinteren privaten Bereich, welcher wiederum aus mehreren Zimmern bestehen kann, unterteilt. Weiterhin haben alle Häuser drei Ebenen: Die Ebene unter dem Haus dient zur Lagerung von Vorräten oder als Unterstand für die Haustiere; im Süden stehen dort Vorratskisten mit Reis, während solche Behälter - aus Holz oder Rinde - in den anderen Regionen im Wohnbereich oder im Rahmenwerk des Daches aufbewahrt werden. Andere Formen von Reisspeichern gibt es nicht. Die oberste Ebene, der Dachraum, wird nicht genutzt; lediglich die unteren Balken, die noch in Reichweite sind, dienen zur Aufbewahrung der Schlafmatten, oder zum Aufhängen von Waffen, Werkzeugen und Körben. Der dazwischen liegende Wohnbereich ist je nach Region unterschiedlich organisiert.

Im Süden sind jeweils zwei nebeneinanderstehende Häuser miteinander verbunden. Man betritt den Gemeinschaftsraum, *tawölö*, von der Seite. Dieser Raum wird durch schmale längliche Öffnungen in der Fassade erhellt. Mit der vorspringenden Fassade korrespondieren im Innern drei Stufen oder Bänke: Auf der unteren, *batö*, schlafen Gäste; die mittlere, *farakhina*, läuft an den Fensteröffnungen entlang und dient als Ausguck, und von der obersten Stufe, *harefa*, aus können die Dachluken bedient werden. Eine Wand mit einer Tür trennt nach hinten den privaten Bereich, *foröma*, ab. Je nach Wohlstand des Hausbesitzers kann dieser aus einem einzigen Raum mit einem Herd in der Mitte bestehen, oder auch aus mehreren Zimmern. An der Rückseite ist die auskragende Form der Fassade ebenfalls durch Bänke in den Innenraum übersetzt. Die größte dieser Bänke dient gewöhnlich als Familienbett. Oftmals ist eine Truhe in sie hineingearbeitet. Ursprünglich waren die Häuser - abgesehen von ein paar simplen Baumstümpfen, die als Hocker dienten - überhaupt nicht möbliert. Mittlerweile ist der Gebrauch von Tischen und Stühlen jedoch weit verbreitet. Das Haus des Dorfoberhauptes, *omo sebua*, hat den selben Grundriss wie die gewöhnlichen Häuser, ist jedoch von imposantem Ausmaß (Breite: 10 Meter, Tiefe: ca. 30 Meter, Höhe 21 Meter).[2] Über ein Treppenhaus und durch

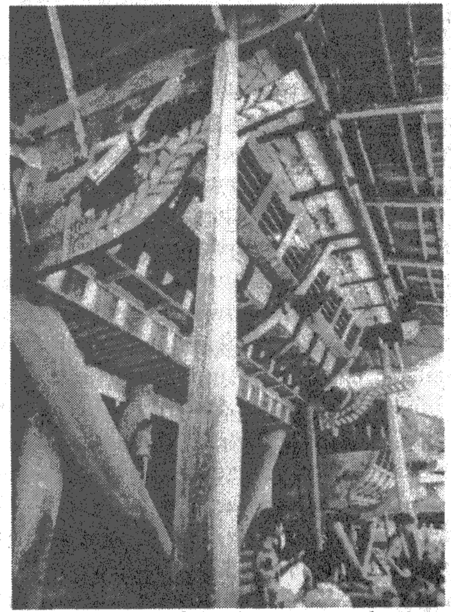
eine massive Eingangstür betritt man den gewaltigen Gemeinschaftsraum, der für Versammlungen und Zeremonien genutzt wird. Die Wände dieses Raumes sind mit geschnitzten Paneelen, zoomorphischen Haken und skulptierten Pfeilern verziert. Ein hinterer Raum von entsprechender Größe ist der Familie vorbehalten. Im Falle des *omo sebua* von Bawömataluo gibt es noch einen späteren Anbau mit etlichen Schlafzimmern. Auch im gesamten Privatbereich finden sich dekorative Elemente im Überfluß.

Im Zentrum der Insel sind die Häuser ebenfalls rechteckig, aber nicht miteinander verbunden. Sie haben deshalb häufig Anbauten an den Seiten oder hinten, die mit unter dem großen Hauptdach angeordnet sind. Das hat zur Folge, daß es ein großes Variationsspektrum an Hausformen gibt: einige sind schmal und tief, andere breit oder um ein zweites Stockwerk erweitert. Auch offene Veranden sind als Anbau beliebt. Gewöhnlich betritt man das Haus von der Seite; der öffentliche Bereich ist - abgesehen von einer langen Bank vor dem Fenster - nicht möbliert, und die Privaträume sind ebenfalls kaum mit Möbeln ausgestattet. Heutzutage befindet sich die Kochstelle meist in einem ebenerdigen Anbau hinter dem Haus. Bisweilen werden die Trennwände zwischen zwei aneinandergrenzenden Häusern entfernt, um so einen großzügigen öffentlichen Bereich zur Straße hin zu schaffen; dies bringt keine statischen Probleme mit sich, weil die Wände keine tragende Funktion haben. In solchen Fällen betritt man das Doppelhaus von der Vorderfront, und alle privaten Zimmer sind von dem gemeinsamen öffentlichen Raum aus zugänglich.

Die ovale Form der Häuser von Nord-Nias ist fast einzigartig in Südostasien. Der idealtypische Grundriß teilt das Haus in ein Rechteck mit zwei angefügten Halbkreisen auf. Häufig findet sich heute eine rechteckige Erweiterung an der Hinterfront, in der die Küche untergebracht ist. In die ältesten Häuser tritt man über eine Leiter und durch eine verschließbare Luke in der Mitte des Bodens ein. Modernere Typen haben eine seitliche Treppe, über die man in den Gemeinschaftsraum, *talu salo*, in einem der halbkreisförmigen Enden gelangt. Eine schmale Bank folgt hier dem gebogenen Verlauf der Fensteröffnungen in der Fassade. Außer dieser Bank gibt es als Möblierung zumeist nur noch ein Regal an der Wand, die dem Eingang gegenüberliegt; dort werden die Ahnenbildnisse aufgestellt. Trennwände unterteilen den privaten Bereich in der Mitte des Hauses. Die Größe der einzelnen Zimmer kann je nach Status und Bedürfnissen der Familie variieren, aber in jedem Fall wird das dem Eingang gegenüberliegende halbkreisförmige Ende in den Privatbereich einbezogen. Im allgemeinen gibt es Zimmer für die alten Leute, *bate'e zatua*, Zimmer für verheiratete Söhne, *bate'e* und Zimmer nur für Frauen, *bate'e sebua*. Letztere sind häufig zugleich auch Küche und Vorratskammern. In ganz alten Häusern schließlich gibt es bei der Eingangsluke noch einen Raum für die unverheirateten Krieger, die das Haus zu bewachen hatten.

Unterschiedliche Konstruktions- und Dekorationstypen

Schon auf den ersten Blick unterscheiden sich die Hausformen auf Nias grundlegend: rechteckig im Zentrum und im Süden, oval im Norden. Weiterhin erscheinen die Häuser im Süden prunkvoller als im Zentrum. Bei genauerer Betrachtung lassen sich weitere Unterschiede feststellen: drei Konstruktionstypen kristallisieren sich heraus, die eingermaßen genau mit den kulturellen Regionen der Insel korrespondieren. Es handelt sich um unterschiedliche Konzepte zur Bewältigung der statischen Anforderungen. Im Süden enden die Tragpfeiler unter dem Fußboden und tragen die Wände, welche wiederum die Dachkonstruktion stützen. Im Zentrum ist die Last des Daches auf die gesamte Konstruktion von Unterbau und Fußboden verteilt, während im Norden in erster Linie vier Hauptpfeiler, *silalö jawa*, die vom Boden bis zum Dachfirst reichen, die Dachkonstruktion tragen.



Haus des Dorfoberhauptes, Süd-Nias

Die Unterschiede zwischen diesen drei Konstruktionsprinzipien werden weiter vertieft durch die verschiedenen dekorativen Elemente der Haustypen. Im Süden sind die Häuser der Nicht-Adligen nur wenig dekoriert, und auch das dürfte wohl eine relativ junge Erscheinung sein. Teile der Fassade sind bisweilen mit leuchtenden Farben bemalt, wobei die Motive von traditionellen Rosetten über Autos bis zum Logo einer internationalen Postgesellschaft reichen können. Die langen vertikalen Seitenbalken, *sikhöli*, in die die Wände eingebettet sind, springen weit aus der Fassade hervor und werden manchmal mit Far-

nen, Schlangen- oder Hirschköpfen verziert. Die Häuser der Dorfoberhäupter sind nach Meinung von Heine Geldern (1935) die großartigsten architektonischen Schöpfungen des indonesischen Archipels. Die Fassadenelemente sind mit feingeschnitzten floralen Motiven und Rosetten verziert, deren Konturen im Laufe der Zeit meist etwas abgeflacht sind. Drei *lasara*-Köpfe[3] - die wichtigsten Attribute des Hauses eines Clan-Oberhaupts - markieren den Rhythmus der Fassade. Im Innern des Hauses gibt es zahlreiche Haken, die in Form von Vögeln, Affen oder Früchten ausgestaltet sind. Große Paneele in den Wänden sind mit Reliefs verziert, auf denen Schmuckstücke und traditionelle Ornamente abgebildet sind. Weitere Motive können ein Affe sein, der auf einen Baum klettert oder gar - wie im Haus des Oberhauptes von Bawömataluo - ein holländisches Kriegsschiff, das von Fischen umgeben ist. Im vorderen Bereich des Gemeinschaftsraumes stehen eine oder zwei Säulen, die über und über mit geschnitzten Rosetten und Dreiecken auf übereinanderliegenden Scheiben verziert sind. Diese sehr traditionellen Motive symbolisieren die Grundstruktur der hierarchischen Gesellschaftsordnung der Niasser. Die Tragpfeiler unter dem Haus sind dagegen überhaupt nicht dekoriert.

Im Zentrum sind die Unterschiede zwischen den Häusern des Adels und denen der einfachen Leute weit weniger ausgeprägt. Alle Gebäude sind reich dekoriert, und besonders die Tragpfeiler unter dem Haus sind aufwendig gestaltet. Häufig sind sie zu Armen ausgestaltet, die im Gestus des Anbietens einer Betel-Schale ausgestreckt sind. Die Verbindungsstücke der Holzkonstruktion und die Fassaden werden gerne mit Schitzwerk in Form von kleinen menschlichen Figuren, Eidechsen, Krokodilen sowie in jüngerer Zeit Waffen und Petroleum-Lampen verziert. Im Gemeinschaftsraum des Dorfoberhauptes steht eine anthropomorph gestaltete Säule, die einen Arm mit erhobener Hand zum Gruß der Gäste ins Innere des Hauses ausstreckt. Weitere Schnitzmotive sind Eidechsen[4], menschliche Figuren und ein mythischer Vogel, *anöwö*. Weiterhin stehen im Gemeinschaftsraum viele hölzerne Ahnenfiguren, *adu*.

Im Norden sind die Tragpfeiler unter dem Haus häufig verziert. Auch hier findet man die Hand, die zum Anbieten der Betel-Schale ausgestreckt ist und in der Fassade den *lasara*-Kopf. Wie im Zentrum beherbergen auch hier die Häuser der Dorfoberhäupter zahlreiche hölzerne Ahnenfiguren. Auch die mit Schnitzwerk verzierte Säule im Gemeinschaftsraum findet sich hier.

Welche Zukunft hat die traditionelle Architektur?

Im Süden und im Zentrum von Nias werden nach wie vor traditionelle Gebäude errichtet, nicht aber im Norden. Die Tendenz, entweder eher traditionelle oder eher malaiische Häsuer zu bauen, unterscheidet sich von Dorf zu Dorf. Ein wichtiger Faktor bei dieser Entscheidung ist die Frage, ob in der Umgebung des Dorfes noch ausreichend qualitativ hochwertiges Bauholz zu finden ist. Im Zentrum überwiegen auf grund der isolierten Lage der Dörfer bis heute noch Neubauten im traditionellen Stil - was sich aber vermutlich mit Verbesserung der Infrastruktur rasch ändern wird. Im Norden wurden seit Ende der Kolonialzeit keine traditionellen Häuser mehr gebaut. Die ovalen Gebäude werden mehr als Zeugen der Vergangenheit denn als gültiger Ausdruck der eigenen Kultur betrachtet. Fragt ein Außenstehender nach der traditionellen Architektur von Nias, so wird er stets auf die Dörfer im Süden der Insel verwiesen. Die eigene traditionelle Architektur wird geradezu negiert und der Zweiteilung „modern" (wir in der Stadt und im Norden) und „archaisch" (die anderen in den Dörfern im Zentrum und im Süden) geopfert. In der Inselhauptstadt Gunungsitoli und ihrer Umgebung ist diese Auffassung am stärksten ausgeprägt.

Andererseits ist die traditionelle Architektur nach wie vor <u>die</u> anerkannte Möglichkeit, Macht- und Autoritätsverhältnissen Ausdruck zu verleihen. So kommt es zu der merkwürdigen und auf den ersten Blick paradoxen Entwicklung, daß gerade in Gunungsitoli neue Gebäude entstehen, die formale Themen der traditionellen Architektur des Südens aufgreifen. Tatsächlich aber sind diese Neubauten in zweifacher Hinsicht logisch: Da Gunungsitoli das neue Zentrum der Macht innerhalb der staatlichen indonesischen Verwaltungsstruktur ist, ist es logisch, daß hier architektonische Elemente verwendet werden, die diese Macht für die Niasser deutlich zum Ausdruck bringen. Durch die Architektur wird die neue Macht gewissermaßen legitimiert. Für die Repräsentation nach außen - also in Hinblick auf Besucher der Insel aus dem In- und Ausland - ist es ebenfalls einleuchtend, daß man nun die Elemente der Kultur zur Schau stellt, die die bekanntesten von Nias sind - nämlich die Architektur des Südens, und hier besonders die Architektur der großen Adels-Häuser. Diese Architektur ist ein Symbol für die Insel Nias geworden. Dadurch, daß die neue offizielle Architektur der Insel in der Lage ist, sowohl die Identität der Niasser zu symbolisieren, als auch die Insel nach außen zu repräsentieren, ist es ihr gelungen, den vielfältigen Anforderungen der Moderne gerecht zu werden. (*Leicht gekürzt und übersetzt von Hiltrud Cordes*)

---

[1] Der erste Teil dieses Artikels (siehe KITA 2/97) befasste sich mit den Dorfanlagen auf Nias; der Text ist entnommen aus: Danielle Lokin (hrsg.) „Nias - Tribal Treasures. Cosmic reflections in stone, wood and gold" Delft 1990

[2] Dies entspricht in der Höhe einem europäischen Haus mit sieben Stockwerken und in der Wohnfläche 10 bis 12 Zimmern.

[3] *Lasara* ist ein mythischen Wesen, das im Süden von Nias die Form eines grotesken Kopfes mit den Hauern eines wilden Bären und der Schnauze einer Schlange oder eines Krokodils annimmt; weiter trägt es einen Helm und das Geweih eines Rehbocks.

[4] Im Zentrum von Nias ist die Eidechse das Symbol für das Clan-Oberhaupt: über die Eigenschaft der Eidechse, mit ihrer gespaltenen Zunge Gutes und Schlechtes sprechen zu können, muß auch der Clan-Chef verfügen.

Bildernachweis

S.11	Aus: Bill Dalton, „Indonesien“
S.16	Jürgen Carl
S.18	Jürgen Carl
S.20	Jürgen Carl
S.23	Jürgen Carl
S.38	Aus: Rautenstrauch-Joest-Museum, Köln, „Indonesische Textilien - Wege zu Göttern und Ahnen“
S.73	Aus: Junaidi Payne, Gerald Cubitt, Dennis Lau, „Borneo“
S.97	Aus: Danielle Lokin (Hrsg.) „Nias - Tribal Treasures. Cosmic reflections in stone, wood and gold“
S.101	Aus: Danielle Lokin (hrsg.) „Nias - Tribal Treasures. Cosmic reflections in stone, wood and gold“

IM NÄCHSTEN KITA 1/98



MEDIEN



kita = indonesisch „wir“, das Gegenüber miteinbeziehend

Herausgeber
Deutsch-Indonesische Gesellschaft (DIG) e.V. Köln

Redaktion
Helga Blazy (v.i.S.d.P),
Hiltrud Cordes,
Hendra Pasuhuk

Anschrift
Redaktion KITA
c/o DIG Köln e.V
Brüsselerstraße 89-93
50672 KÖLN
E-mail:
Kulturkontakt@t-online.de

Einsendung von Beiträgen
Beiträge werden an die Anschrift der Redaktion erbeten. Texte möglichst auf Diskette (MS-DOS, unformatiert) oder per E-mail.

Erscheinungstermine 1998:
April (Medien), August (Lombok & Sumbawa), Dezember (Kinder)

Redaktionsschluß
jeweils zum 15. des Vormonats.

Bezugsbedingungen:
siehe Bestellkarte im Heft

Anzeigen
Preisliste auf Anfrage.

Die im Heft abgedruckten Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder

Titelbild
Malerei im Langhaus
Photo: @Jürgen Carl.

ISSN 0948 - 3314

KALIMANTAN

REPORTAGEN

RUBRIKEN

ISSN 0948 - 3314